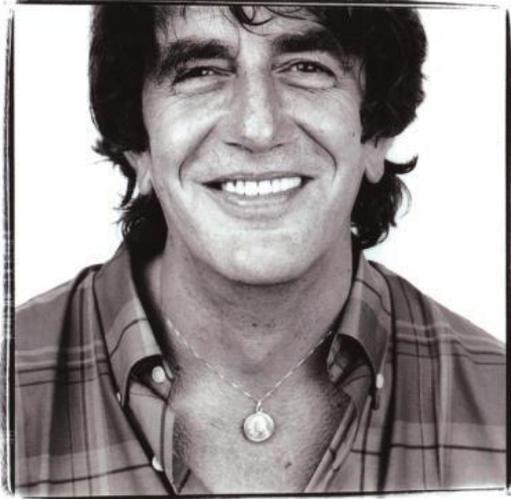


MR NICE

AUTOBIOGRAPHIE

Er war Großbritanniens meistgesuchter Mann. Er war sieben Jahre in Amerikas härtestem Knast. Sie werden ihn mögen.



HEYNE
HARD
CORE

HOWARD MARKS

Leseprobe

Howard Marks

Mr Nice

Autobiographie

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,99 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 01. März 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Mr Nice alias Howard Marks war der berühmteste Drogendealer der Welt. Nach einem Studium in Oxford vernebelte er in den Siebzigerjahren das Bermuda-Dreieck zwischen Irland, Großbritannien und Spanien mit Stoff aus Pakistan. In den Achtzigern besaß er 43 Decknamen, 89 Telefonanschlüsse und 25 Firmen. Nach seiner Verhaftung 1988 saß er sieben Jahre in Amerikas härtestem Knast ein. Seine Biographie klingt unglaublich und ist doch wahr.



Autor

Howard Marks

Howard Marks, Jahrgang 1945, geboren in Kenfig Hill (Wales), war Physikstudent in Oxford. Durch den ersten Joint veränderte sich sein Leben. Er begann, mit Haschisch zu dealen. Zuerst um sich selbst und seine Studienkollegen zu versorgen, dann um die gesamte Uni zu beliefern und sehr bald um in ganz England, Europa und weltweit aktiv zu werden. Mr. Nice war einer seiner mehr als 40 Tarnnahmen. Eine gigantische Fahndungsaktion der DEA führte 1988 in Spanien zu seiner Verhaftung. Er wurde an die USA ausgeliefert und in Miami zu 25 Jahren Hochsicherheitsgefängnis verurteilt. 1995 wurde er frühzeitig entlassen und schrieb zwei Autorbiografien: *Mr Nice* und *Mr Smiley*. Howard Marks starb 2016.

Zum Buch

Howard Marks war der größte Haschisch-Dealer aller Zeiten. Er stammt aus Wales, besuchte das ehrwürdige Balliol-College der Universität Oxford, studierte Physik und philosophierte über gälische Sprachelemente bei Indianersprachen. Als Dope-Dealer arbeitete er mit durchgedrehten IRA-Aktivisten, mit sizilianischen Paten und Mitgliedern des britischen Geheimdienstes. Er schmuggelte Marihuana in Särgen über den Flughafen von Shannon oder transportierte den »Brennstoff« der Woodstock-Generation in ausgehöhlten Lautsprecherboxen einer nichtexistierenden Band namens Laughing Grass. Zeitweise galt Howard Marks alias Mr Nice den US-Behörden als Staatsfeind Nr. 1. Als sie ihn 1988 schließlich erwischten, wurde er zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt, Mitte der Neunzigerjahre aber frühzeitig entlassen. Seine Biografie wurde ein weltweiter Bestseller, der 2009 mit Rhys Ifans (*Notting Hill*) und Chloë Sevigny (*American Psycho*) in den Hauptrollen verfilmt wurde. 2016 erschien mit *Mr Smiley* die Fortsetzung des Millionen-Sellers.

Pressestimmen

»Eine rundum amüsante und humorvolle Lektüre.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

»Nicht nur ein dreister Dealer, er war der Märtyrer der Haschischraucher.« *Spiegel*

Zum Autor

Howard Marks, Jahrgang 1945, geboren in Kenfing Hill in Wales, war Physikstudent in Oxford. Durch den ersten Joint veränderte sich sein Leben. Er begann mit Haschisch zu dealen. Zuerst um sich selbst und seine Studienkollegen zu versorgen, dann um die gesamte Uni zu beliefern und sehr bald um in ganz England, Europa und weltweit aktiv zu werden. Eine gigantische Fahndungsaktion der DEA führte 1988 in Spanien zu seiner Verhaftung. Er wurde an die USA ausgeliefert und in Miami zu 25 Jahren Hochsicherheitsgefängnis verurteilt. 1995 wurde er frühzeitig entlassen und schrieb seine Biografie, der weitere Bücher folgen sollten. Heute ist er Legalisierungsbefürworter von Cannabis, lebt in Leeds, West Yorkshire, England, und bereist mit seiner Ein-Mann-Show die ganze Welt.

Website: www.howardmarks.name

HOWARD MARKS
MR NICE

Aus dem Englischen
von Carola Giese

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die englische Originalausgabe MR NICE erschien 1996
bei Secker & Warburg, Random House UK, London



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

8. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 04/2010

Copyright © 1996 by Howard Marks

Copyright © 1998 der deutschen Ausgabe by M. van der Kolk,

Homegrow Publishing, Darmstadt

Copyright © 2010 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlagfoto: © Steve Pyke

Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-67591-9

www.heyne-hardcore.de

Inhalt

	Einleitung	9
eins	Engländer	12
zwei	Master Marks	40
drei	Mr Marks	85
vier	Mr McCarthy	120
fünf	Mr Hughes	166
sechs	Albi	197
sieben	Mr Nice	263
acht	Howard Marks	295
neun	Marks	327
zehn	Mr Dennis	378
elf	D. H. Marks	434
zwölf	Mr Tetley (eigentlich nicht)	483
dreizehn	Dennis Howard Marks	520
vierzehn	Señor Marco	552
fünfzehn	Marco Polo	587
sechzehn	41526-004	630
siebzehn	Daddy	660
	Danksagung	703

Für meinen Sohn, Patrick Marks

Einleitung

Langsam gingen mir die Ausweise aus, zumindest solche, die ich noch benutzen konnte. In ein paar Wochen wollte ich nach San Francisco, um mehrere Hunderttausend Dollar von einem Kerl abzuholen, der vorhatte, seine Beziehungen zu mir und zu einem korrupten Zöllner bei der Importabteilung des San Francisco International Airport auszunutzen.

Einige Jahre zuvor war ich zum meistgesuchten Mann Großbritanniens erklärt worden, einem Haschischschmuggler mit nachgewiesenen Verbindungen zur italienischen Mafia, zur *Brotherhood of Eternal Love*, der IRA und dem britischen Geheimdienst. Ich brauchte dringend eine neue Identität. Nacheinander war ich schon ungefähr zwanzig verschiedene Personen gewesen, was durch einen Ausweis, einen Führerschein oder andere Existenzbelege bewiesen werden konnte, doch waren alle meine Identitäten entweder durch Freunde/Feinde entdeckt worden, oder sie waren unbrauchbar, weil sie in kompromittierenden Zusammenhängen bei früheren Deals bekanntgeworden waren.

Wir fuhren nach Norwich. Nach einigen unangenehmen

Treffen mit Mittelsmännern wurde ich einem ruhigen Typen namens Donald vorgestellt. Ich hätte nicht sagen können, ob er trank, kiffte oder einfach straight war. In seiner Küche gab es keinerlei Hinweise. Er sah eigentlich ganz normal aus, nur dass seine Augen tanzten wie die eines Gauners.

»Hier draußen können wir uns in Ruhe unterhalten«, sagte er und führte mich zu einem Schuppen im Garten.

»Ich brauche einen Ausweis, Don, einen, der durch alle Kontrollen kommt.«

»Du kannst meinen haben. Ich werde ihn nicht brauchen. Es gäbe da allerdings ein Problem.«

»Nämlich?«

»Ich habe gerade zwölf Jahre von einmal lebenslänglich wegen Mordes abgessen.«

Überführte Mörder sind zwar vorbestraft, werden aber an Landesgrenzen selten abgewiesen. Sie werden lediglich als Gefahr für Einzelne angesehen, nicht so sehr als Bedrohung für die Gesellschaft als solche. Letzteres traf gewöhnlich nur auf Dopedealet und Terroristen zu.

»Ich geb dir tausend Pfund«, antwortete ich, »und ein paar Hundert, wenn ich gelegentlich noch mehr Material brauche.«

Ich dachte dabei an Führerschein, Krankenversicherungskarte, Ausweis der Stadtbücherei. Es ist immer verdächtig, nur einen Ausweis und sonst gar nichts zu haben. Wenn man dagegen noch die Mitgliedskarte des örtlichen Billardclubs vorlegen kann, die billig und ohne Nachweis der Identität zu haben ist, so ist die erwünschte Glaubwürdigkeit schon erreicht.

»Das ist der beste Deal, den mir je einer vorgeschlagen hat.«

»Wie heißt du mit Nachnamen, Don?«, fragte ich. Mir waren schon einige ziemlich furchtbare angehängt worden.

»Nies.«

»Wie schreibt sich das?«

»NICE. Wie die Stadt am Mittelmeer.«

Wie Don seinen Namen aussprach war seine Sache. Ich wusste, ich würde ihn anders aussprechen. Ich wurde gerade zu Mr Nice.

eins

ENGLÄNDER

»Marks!«, brüllte der Wärter. »Ihre Nummer!«

»41526-004«, murmelte ich noch im Tiefschlaf. Meine Nummer wurde ebenso häufig verwendet wie mein Name, und ich kannte sie genauso gut.

»Packen Sie Ihren Kram!«, befahl er. »Sie gehen!«

Langsam wurde ich wach. »Ja, ich gehe.« Ich verließ El Reno.

El Reno, Oklahoma, ist der Sitz der Zentrale für Gefangenentransporte des *Federal Bureau of Prisons* und beherbergt ein- bis zweitausend Gefangene, die von ein paar Hundert Wärtern versorgt, herumkommandiert und gepiesackt werden. Jeder Häftling, der von einem staatlichen Gefängnis der USA in ein anderes verlegt wird, kommt durch El Reno. Selbst wenn er von North Dakota nach South Dakota verlegt wird, muss er erst nach El Reno. Ich war schon fünfmal dort. Einige waren schon über fünfzigmal dort gewesen. Teure Unlogik und Ineffizienz stört die Monster amerikanischer Bürokratie nicht sonderlich, und die Steuerzahler stellen ihnen ganz eifrig und begeistert im Namen der Verbrechensbekämpfung Unsummen zur Verfügung. Die US-amerikanischen Steuerzahler geben mehr Geld für Gefängnisplätze aus als für Studienplätze. Die amerikanische Überzeugung, dass Gefängnisse das beste Mittel zur Verbrechensbekämpfung

fung seien, hat dazu geführt, dass in diesem Land mindestens fünfmal so viele Verhaftungen vorgenommen werden wie in den meisten anderen Industrienationen.

Die Gefängnisse sind chronisch überfüllt. Die Haftbedingungen sind erschreckend, sie reichen von absoluter Isolation in fensterlosen Zellen bis zu stumpfer, sinnloser Brutalität.

Meistens werden die Gefangenen in Flugzeugen nach El Reno gebracht, welche die US-Regierung von kolumbianischen Drogenkartellen konfisziert hat – Kartelle, die Milliarden Dollars Profit aus Amerikas Krieg gegen die Drogen geschlagen haben. Es gibt mindestens zwei große Airliner, in die jeweils weit über Hundert Passagiere passen, und viele kleinere Flugzeuge für bis zu dreißig Personen. Jeden Tag kommen hier drei- bis sechshundert Gefangene an und andere gehen. Ankunft ist am späten Nachmittag oder abends, Abflug früh morgens. Ein Flug vom *Federal Bureau of Prisons* ist eine anstrengende und unangenehme Angelegenheit. Mein einziger Trost war, dass dies mein letzter Flug bei dieser Gesellschaft, Conair genannt, sein würde – der letzte von über einem Dutzend. In drei Wochen würde ich entlassen werden. Am selben Tag wie Mike Tyson. Die letzten sechseinhalb Jahre hatte ich ohne Unterbrechung im Gefängnis verbracht, weil ich wohltuende Kräuter von einem Ort zum anderen gebracht hatte, während er drei Jahre wegen Vergewaltigung gesessen hatte.

›Meinen Kram packen‹ hieß so viel, wie meine schmutzige Bettwäsche in einen Kopfkissenbezug zu stecken. In El Reno war keinerlei persönlicher Besitz zugelassen. Ich packte meinen Kram.

Zusammen mit sechzig oder siebzig anderen wurde ich in eine Wartezelle gebracht, um abgefertigt zu werden. Unsere Namen, Nummern, Fingerabdrücke und Fotos wurden ein-

gänglich geprüft, um sicherzugehen, dass wir die waren, die wir behaupteten zu sein. Unsere Gesundheitsunterlagen wurden sorgfältig durchgelesen, damit, falls jemand AIDS, TB oder irgendeine andere furchtbar ansteckende Krankheit hatte, das richtige Kästchen auf dem Formular angekreuzt wurde. Nacheinander mussten wir uns nackt ausziehen und uns aufs Pingeligste untersuchen lassen. Diese Prozedur wurde ›Abschütteln‹ (*shakedown*) genannt. Drei Wachen, bescheuerte Rednecks aus Oklahoma, beobachteten mich aus widerwärtiger Nähe, während ich mir mit den Fingern durch die Haare fuhr, den Kopf schüttelte, an meinen Ohren zog, um das Schmalz zu zeigen, den Mund öffnete, das Gebiss vom *Bureau of Prisons* herausnahm, die Arme hochstreckte, um meine Achseln zu zeigen, den Sack anhob, die Vorhaut von meinem Schwanz zurückzog, mich umdrehte, um meine Fußsohlen zur Schau zu stellen, und mich schließlich vornüberbeugte und dabei meine Pobacken auseinanderhielt, damit die Deppen meinen After als Teleskop benutzen konnten. Ein Gefangener der USA muss diese Erniedrigungen vor und nach jedem Besuch von seiner Familie, seinen Freunden, seinem Anwalt oder dem Pastor durchführen sowie bei jedem Betreten und Verlassen einer Haftanstalt. Ich hatte sie schon tausendmal durchexerziert. Die drei Berufsspanner rissen dieselben Witze, die Gefängniswärtern beim Abschütteln offenbar nie langweilig werden: »Hey, das Loch kenn ich doch! Warst du nicht vor drei Jahren schon mal hier?«

Während all dieser Vorbereitungen zur Abreise fragte ich bei den anderen Gefangenen herum, wo sie meinten, dass sie hingeflogen werden sollten. Es war wichtig, sicherzugehen, dass ich nicht aus Versehen an den falschen Ort gebracht wurde, was recht häufig vorkam. Manchmal waren solche Versehen Absicht – Bestandteil der sogenannten ›Dieseltherapie‹,

die oft bei schwierigen Häftlingen angewandt wurde. Sie besteht darin, den Gefangenen immer in Bewegung zu halten und ihn so daran zu hindern, Kontakte zu knüpfen. Eine solche ›Behandlung‹ kann bis zu zwei Jahre dauern. Ich sollte nach Oakdale, Louisiana, gebracht werden. Dort begann für fremde Straftäter (das Wort ›fremd‹ wurde dem Wort ›ausländisch‹ vorgezogen), die bald entlassen werden sollten, der erfreuliche Prozess ihrer Entfernung aus den Vereinigten Staaten und der Rückkehr in die Zivilisation. Leichte Panik stieg in mir auf, als einige meiner schon durchsuchten Genossen sagten, sie gingen nach Pennsylvania. Andere meinten, sie gingen nach Michigan. Aus Sicherheitsgründen sollen die Gefangenen nicht wissen, wohin sie gebracht werden. Oft wissen sie nicht einmal, wann. Schließlich traf ich einen, der ebenfalls annahm, er werde nach Oakdale gebracht. Er war ein ruhiger, gescheiter Marihuanaschmuggler, der es kaum erwarten konnte, seine zehnjährige Haftstrafe abgesehen zu haben und in seine geliebte und sehnsüchtig vermisste Heimat Neuseeland zurückkehren zu können. Er sagte, er wisse genau, dass es nur eine Flugstunde von El Reno nach Oakdale sei.

Wir erhaschten einen Blick auf eine Uhr. Es war zwei Uhr morgens. Dann wurden wir mit unserer Reisekleidung ausgestattet: ein Hemd ohne Ärmel und ohne Taschen, eine Hose ohne Taschen, Socken, Unterwäsche und ein Paar sehr leichte Schuhe, wie für den Strand, made in China. Als Nächstes kam der Teil der Prozedur, der noch verhasster ist als das Abschütteln – die Heavy-Metal-Prozedur. Handschellen um die Handgelenke, Ketten um die Hüfte, weitere Ketten von den Ketten um die Hüften zu den Handschellen, und Fußfesseln. Wenn jemandem, so wie mir, nachgesagt wird, er neige zu Gewalt oder Fluchtversuchen, so kommt noch ein weite-

rer schwerer Metallklotz dazu: die sogenannte ›Black Box‹, eine Art tragbarer Pranger, nur ohne das Loch für den Kopf. Dieses Stück macht die Handschellen völlig steif und zwingt einen dazu, immer beide Hände gleichzeitig zu bewegen. Es wird an die Ketten um die Hüfte angekettet und mit einem Schloss gesichert. Ich habe niemals versucht, von irgendwo zu entfliehen, und habe nie jemand angegriffen oder auch nur bedroht. Den Informationen, die Special Agent Craig Lovato von der *US Drug Enforcement Administration* (DEA) dem *US Federal Bureau of Prisons* übermittelt hat, ist aber offensichtlich zu entnehmen, dass ich einen Abschluss von Oxford habe, Mitglied des britischen Geheimdienstes bin und mich aus Situationen befreien kann, in die Houdini nicht einmal hineinkäme.

Wir wurden in eine andere Wartezelle gebracht. Zwei oder drei Stunden waren vergangen, seit wir geweckt worden waren; weitere zwei oder drei würden vergehen, bevor wir mit dem Bus zum Flughafen von Oklahoma City gefahren werden würden. Wir saßen herum und unterhielten uns. Wir verglichen die Bedingungen in verschiedenen Gefängnissen in etwa so, wie ich mich früher über die Vor- und Nachteile der unterschiedlichen First-Class-Hotels ausgelassen hatte. Zigarettenstummel, die auf wunderbaren Wegen durch das Abschütteln geschmuggelt worden waren, wurden herausgeholt und führten zu Streitereien. In solchen Momenten war ich immer froh, dass ich (nach fünfunddreißig Jahren regelmäßigen Konsums) aufgehört hatte, Tabak zu rauchen. Ketten schepperten und rasselten, während die Gefangenen zu der einzigen Toilettenschüssel schlurften und unter einigen Verrenkungen ihre Hosen öffneten und sich erleichterten.

Nach staatlichem Gesetz müssen Häftlinge mindestens alle vierzehn Stunden einmal zu essen bekommen. Jedem Gefan-

genen wurde eine braune Papiertüte mit zwei hart gekochten Eiern, einer Packung ›Jungle Juice‹, einem Apfel und einem Granola-Riegel gegeben. Sofort begann angeregtes Handeln mit den einzelnen Nahrungsmitteln.

Die Tür der Wartezelle wurde geöffnet. In unseren ärmellosen Hemden wurden wir hinausgeführt. Draußen herrschte eine Eiseskälte. Noch einmal wurden wir gezählt, abgetastet, unsere Gesichter mit Fotos verglichen, dann wurden wir zum glücklicherweise beheizten Bus gebracht. Aus dem Radio plärrten die zwei Arten Musik, die dumme Rednecks aus Oklahoma kennen – Country und Western.

Wegen der vereisten Straßen ging die Fahrt zum Flughafen recht langsam vonstatten. Wir mussten lange am Rand der Piste warten, bis uns die Wachen endlich an die United States Marshals übergaben, von denen aber keiner so aussah wie Wyatt Earp. Sie kümmern sich um den Transport von staatlichem Eigentum (zum Beispiel uns) über die Grenzen von einem Bundesstaat zum anderen. Manche von ihnen sind weiblich, oder so was Ähnliches. Bald würde ich echte Stewardessen zu sehen bekommen – und dann meine Frau.

Nach einer Stunde in der Luft landeten wir auf einem Militärflughafen. Namen wurden aufgerufen, und einige Passagiere verließen das Flugzeug. Mein Name war nicht darunter. Panik stieg in mir auf, doch dann sah ich, dass auch der Neuseeländer noch an Bord war. Allerdings sah er auch besorgt aus. Andere Gefangene kamen an Bord und erzählten uns, wir seien in Memphis. Wir hoben wieder ab und landeten eine Stunde später tatsächlich in Oakdale. Ein Bus brachte uns zum Gefängnis, wo man uns die Ketten abnahm, uns durchsuchte, uns zu essen gab und uns der üblichen Abfertigungsprozedur unterzog. Ich fing an, mich auf die diversen Annehmlichkeiten zu freuen, die es üblicherweise in staatli-

chen Gefängnissen gab: einen Tennisplatz, eine Joggingbahn, eine Bibliothek.

Abgefertigt zu werden ist eine nervende und langwierige Angelegenheit, aber die meisten von uns hatten den Prozess schon Dutzende Male durchlaufen. Jeder Neuankömmling muss von einem Arzthelfer untersucht und von einem Screening Counsellor beurteilt werden, ferner etwas zu essen sowie neue Kleidung bekommen, die wenigstens halbwegs passen sollte. Das klingt alles nicht so schwierig, dauert aber mehrere Stunden.

Der Screening Counsellor hat die Aufgabe zu entscheiden, ob ein Gefangener zusammen mit allen anderen Häftlingen untergebracht werden kann oder nicht. Wenn nicht, wird er im ›Loch‹ eingesperrt, einem sehr unbequemen Gefängnis innerhalb des Gefängnisses. Es gibt verschiedene Gründe, einen Gefangenen von den anderen zu trennen. Gelegentlich beantragt ein Häftling diese Trennung auch selbst, wenn er zum Beispiel gewarnt worden ist, dass ein anderer Häftling in diesem Gefängnis es auf ihn abgesehen hat, etwa um alte Spielschulden zu begleichen oder weil er ihn einmal betrogen hat. Er könnte befürchten, vergewaltigt, erpresst oder als Verräter entlarvt zu werden. Insbesondere wenn sie bald entlassen werden sollen, beantragen Häftlinge ihre Isolierung, einfach um die Gefahr zu verringern, wegen irgendeiner Unachtsamkeit Ärger zu bekommen. Dumme Fehler gilt es vor allem in dieser Phase so weit wie möglich zu vermeiden. Außerdem sind alle Häftlinge gezwungen, eine sinnvolle Arbeit zu verrichten, und sich im Loch einsperren zu lassen ist eine der wenigen Möglichkeiten, dieser Pflicht aus dem Weg zu gehen. Anträge können jederzeit gestellt werden – hineinkommen ist einfach, herauskommen jedoch sehr schwierig. Meistens entscheidet der *Screening Counsellor*, wer wo hinkommt,

und dabei werden die geringsten Anlässe als Vorwand für eine Einweisung ins Loch genommen: Gewalttätigkeit, Fluchtversuche, Verbindungen zu Banden oder irgendwelche Auffälligkeiten reichen schon aus für zumindest einen kurzen Aufenthalt im Loch. Meine Akte strotzte nur so vor absurden Behauptungen über Ausbruchversuche, aber wegen der kurzen Zeit, die mir noch blieb, machte ich mir deshalb keine Sorgen. Es war der dritte März, und am fünfundzwanzigsten sollte ich auf Bewährung entlassen werden. Kein sonderlich sinnvoller Zeitpunkt, um zu versuchen, abzuhaufen, doch ist es der amerikanischen Exekutive verboten, Entscheidungen im Sinne des gesunden Menschenverstands zu fällen.

Trotz tapferer Versuche hatte ich seit über zwölf Stunden nicht gepinkelt. In den Wartezellen drängen sich immer die Raucher um die Toilette, und ich habe es bis heute nicht fertigbekommen zu pissen, wenn ich über und über mit Ketten behängt bin und in einem Kabinchen mit Druckausgleich neben einem depperten Marshal stehe, dessen Job es ist, auf meinen Schwanz zu starren und aufzupassen, dass er sich nicht urplötzlich in eine furchtbar gefährliche Waffe oder ein großes Piece verwandelt. Ich platzte fast. Mein Name wurde als Erster aufgerufen. Ich ging in das Büro des *Screening Counsellors*. Sofort fiel mir ein Schreiben auf seinem Schreibtisch auf, das offensichtlich mich betraf und auf dem das Wort Fluchtgefahr leuchtend gelb angestrichen war.

»Nein!«, fuhr es mir durch den Kopf. »So verrückt können die doch gar nicht sein.«

Aber ich wusste, sie konnten. Meine angeblichen früheren Fluchtversuche verwendeten sie zwar nicht gegen mich, ins Loch gesteckt wurde ich aber trotzdem. *Der Screening Counsellor* erklärte mir, dass es sich nicht lohnen würde, mich dem ganzen langwierigen Prozess der Zulassung und der Orien-

tierung im gewöhnlichen Gefängnis zu unterziehen, da ich ja nicht einmal mehr dreißig Tage bleiben würde. Ihm war egal, wer ich war. Es war alles nur Politik.

»Wie soll ich die Einwanderungsbehörden kontaktieren, um nach England gebracht zu werden? Wie soll ich meinen Pass bekommen? Wie soll ich mir ein Flugticket besorgen, um aus diesem fürchterlichen Land auszureisen, wenn ich nicht telefonieren oder Briefe schreiben darf?«

»Machen Sie sich darum keine Sorgen«, sagte der Beamte. »Unsere Leute werden zu Ihnen kommen, Ihnen sagen, wie Ihre Sache steht, und dafür sorgen, dass Sie so viele Telefonate führen und Briefe schreiben dürfen, wie Sie müssen.«

Wie leicht sie ihre Lügen über die Lippen bringen. Der Neuseeländer bemerkte mein ernstes Gesicht, als ich in die Wartezelle zurückkehrte.

»So was Dummes. War nett, dich kennengelernt zu haben, Engländer. Pass auf dich auf.«

Ich war außer mir vor Wut. Ich ging zum Klo, das eng umringt war von Rauchern, die mir auf den Schwanz starrten.

»Fickt euch«, dachte ich, und ließ einen Strahl stinkender, dunkelgrüner Brühe ins Becken.

Es war das letzte Mal, dass ich Schwierigkeiten beim Pinkeln hatte. Ein paar Stunden später wurde ich aus der Wartezelle herausgerufen, bekam die Hände hinter den Rücken gebunden und wurde ins Loch gebracht.

Das Loch in Oakdale hatte etwa vierzig Zellen. Wer hier hinkommt, muss unter Aufsicht in einem Käfig duschen, sich Mund, Vorhaut und After untersuchen lassen und bekommt ein Paar Unterhosen, Socken, ein Paar Pantöffelchen (*made in China*) und einen sterilisierten, übergroßen Strampelanzug. Ansonsten war ohne Kampf nichts zu kriegen. Ich war schon vor langer Zeit an einem Punkt angelangt, an dem

mir erniedrigende Rituale nichts mehr ausmachten. Hatten sie mir meine Würde genommen, oder war sie im Gegenteil so groß, dass sie nicht verletzt oder angekratzt werden konnte?

Die meisten Vollzugsbeamten in Louisiana sind schwarz. Ein schwarzer Wachhabender nahm meine persönlichen Daten auf. Die Wärter im Loch interessieren sich nicht dafür, warum jemand dort ist. Es hätte absolut keinen Zweck gehabt, erklären zu wollen, dass ich mir keine disziplinarische Verfehlung hatte zuschulden kommen lassen, sondern nur in dieser Strafabteilung gelandet war, weil ich fast frei war. Das hatten sie alles schon tausendmal gehört. Manchmal war es die Wahrheit, manchmal nicht. Stattdessen wendete ich meinen üblichen Trick an, das heißt, ich war über alle Maßen freundlich und höflich. Es war der einzige Weg, um an Bücher, die nötigen Briefmarken, Umschläge, Stifte und Papier zu kommen. Dem Wachhabenden gefiel mein Akzent; er gab eine fast erkennbare Imitation von John Gielgud zum Besten, der im Fernsehen oft die britischen Lords spielte. Ich entsann mich meiner besten Oxford-Aussprache und nannte ihn ›Milord‹. Er schmolz dahin. Klar könnte ich ein paar Bücher zum Lesen haben.

Er sperrte mich für eine Stunde in die Bibliothekszelle. Ich stöberte ein wenig herum und stieß auf *Der Herr der Fliegen*, 1984, einen Roman von Ken Follett, die unvermeidliche Bibel, einen Roman von Graham Greene und ein Lehrbuch über Integral- und Differentialrechnung. Das würde für ein paar Tage reichen, unter Umständen auch wesentlich länger, falls sich mein Zellengenosse als geschwätziger Yankee oder als Spinner entpuppen sollte. Ich nahm noch Papier, ein paar Bleistifte und Briefumschläge. Briefmarken und Telefonate waren jedoch nur über höhere Beamte zu bekommen.

Man brachte mich in eine relativ saubere und – Gott sei Dank – unbewohnte Zelle, die mit der üblichen Einrichtung ausgestattet war: einem eisernen Bettgestell mit durchgelegener und fleckiger Matratze, einer Neonröhre mit Wackelkontakt, einer schmutzigen und häufig verstopften Toiletenschüssel und einem ebensolchen Waschbecken. Es war ein anstrengender Tag gewesen. Es war etwa zehn Uhr. Ich las ein wenig und schlief bald ein.

»You're in the jailhouse now«, sang der leider völlig unmusikalische irische Anstaltsangestellte, der Kaffee, Cornflakes und andere nahrungsmittelähnliche Dinge durch die sieben-einhalb Zentimeter breiten Schlitze in den Zellentüren schob.

Ich wusste, es musste sechs Uhr morgens sein. Zeit für ein Frühstück im Bett. Gäbe es keine Zeitverschiebung, würden weit über eine Million Häftlinge in den USA alle zur gleichen Zeit dasselbe essen. Es war kalt.

Im ›gesonderten Unterbringungskomplex‹ (ein Euphemismus für das Loch) wurde in allen Gefängnissen mit Absicht die Temperatur unangenehm niedrig gehalten, nur für den Fall, dass einer oder mehrere Häftlinge zur Strafe dort wären. Einer der Insassen wurde mit der Stellung des Ordners betraut. Er ging herum und sammelte die Reste des Frühstücks durch die Schlitze wieder ein. Des Weiteren zählte zu den offiziellen Aufgaben des Ordners, die Gänge vor den Zellen sauber zu halten und den Gefangenen die nötigen Toilettenartikel zukommen zu lassen. Er hatte auch inoffizielle Aufgaben, kleine Geschäfte, an denen er manchmal etwas Geld verdienen konnte. Dazu gehörte das Liefern von Schmuggelware (zusätzlicher Kaffee, Briefmarken oder Zigaretten) und das Herstellen von Beziehungen zwischen Besitzern und Abnehmern derselben.

»Hast du 'ne Briefmarke?«, fragte ich, als er eine leere Müslischachtel wegnahm.

»Kann sein«, antwortete er, »aber ich krieg zwei zurück.«

Dieser halsabschneiderische Zinssatz war im Knast bei so ziemlich allem üblich.

»Gib mir zwei und du kriegst fünf wieder.«

Er schien mir zu vertrauen und nickte zustimmend.

Alle paar Stunden wurde der Bereich kontrolliert. Jedes Mal wenn jemand anderes als der Ordner vorbeiging, hämmerte ich an die Zellentür und verlangte zu telefonieren, meinen Anwalt, meine Familie und die britische Botschaft zu kontaktieren. Anstaltsgeistliche (die sich Gebete anhören dürfen), Psychiater (die sich alles andere anhören dürfen) und Anstaltsärzte (die Tylenol austeilten dürfen) müssen per Gesetz einmal am Tag eine Runde im Loch machen. Zu Briefmarken oder Telefonaten dürfen sie einem aber nicht verhelfen. So wird dafür gesorgt, dass man verrückt und gestresst und auf Hilfe von oben angewiesen bleibt. Ich musste mich gedulden. Da ich alleine untergebracht war, beobachtete niemand meine ungeschickten Versuche, körperlichen Verfallserscheinungen vorzubeugen. Ich nahm meine Yoga- und Gymnastikübungen wieder auf. Und ich hatte meine Bücher. Irgendwann würde irgendwer kommen und mich telefonieren lassen. Der Ordner würde mir Briefmarken bringen. Entspann dich. Bald würde ich frei sein. Aber was tat inzwischen Special Agent Craig Lovato von der *Drug Enforcement Administration*? War er schuld daran, dass ich wieder im Loch saß? Könnte er meine Freilassung vereiteln? Er hatte schon so unendlich viel verdorben, schon so unendlich viel.

Craig Lovatos Vorfahren waren reiche Spanier gewesen. Sie waren vor etwa zweihundertfünfzig Jahren von Spanien nach Amerika übergesiedelt, wo ihnen von der spanischen

Krone knapp vierzigtausend Hektar Land im heutigen Neumexiko überlassen wurden. Als Craig Lovato geboren wurde, hatte seine Familie allerdings den größten Teil ihres Reichums verloren, und er musste für seinen Lebensunterhalt arbeiten. Er verpasste sowohl den Krieg in Vietnam als auch die Protestbewegungen der Sechziger, stattdessen nahm er eine Stelle als Hilfssheriff beim *Las Vegas Sheriff's Department* an. Seine Erfahrungen vom Leben auf der Straße sammelte er als Streifenbeamter und als Officer bei nicht gerade zimperlichen Sonderkommandos, die unerwünschte Personen aus der Stadt vertrieben. Was er über Haschisch wusste, lernte er als Drogenfahnder, und seine Erfahrungen mit Leben und Tod stammten aus seiner Zeit bei der Mordkommission. 1979 sehnte er sich nach einem neuen Leben und ging zur DEA.

Die DEA hat in siebenundsechzig Ländern auf der ganzen Welt Niederlassungen. Sie ist mächtiger, als der KGB jemals war. Eine dieser Niederlassungen befindet sich in der US-amerikanischen Botschaft in Madrid. Im August 1984 fing Craig Lovato dort an. Zu der Zeit lebte ich in Palma und ging friedlich meinen internationalen Drogenhandelsgeschäften nach. Lovato fand heraus, dass ich nicht nur Dope schmuggelte, sondern auch noch Spaß daran hatte. Aus irgendeinem mir unerklärlichen Grunde machte ihn das völlig wahnsinnig. Seitdem hörte er nicht mehr auf, mich zu verfolgen und zu schikanieren.

Das Wetter in Louisiana ist wechselhaft. Es regnet mal leicht, mal schwer, und donnert mal laut und mal leise. Obwohl es noch recht früh am Abend war, wurde es plötzlich sehr dunkel, und es begann sintflutartig zu schütten. Vier Stunden später trommelte der Regen noch immer. Ich schlief ein. Nach einigen Stunden weckte mich der Donner. Auf dem Fußboden stand das Wasser gut sieben Zentimeter hoch. Seltsame Kreaturen schwammen darin herum, aber ich war zu

müde, um mich zu fürchten. Ich schlief wieder ein und merkte nur, dass der Regen nachließ.

In der Ferne hörte ich »You're in the jailhouse now.«

Ich schaute auf den Boden. Das Wasser war abgelaufen, stattdessen wimmelten dort massenhaft widerliche, in Louisiana heimische Insekten herum: bunte Spinnen, groteske Wasserkakerlaken, fette Würmer und riesige Käfer. Meine sorgfältig kultivierte buddhistische Überzeugung von der Heiligkeit allen Lebens löste sich spontan in Luft auf, und ich machte mich daran, die Tiere der Nacht systematisch zu ermorden, indem ich sie mit meinen chinesischen Pantöffelchen erschlug. Dann erst nahm ich mein Frühstück entgegen. Die Leichen füllten zwei leere Müslischachteln. Die Klimaanlage war voll aufgedreht. Es war sehr kalt. Ich machte wieder Yoga und Gymnastik und las, aber diese primitiven Lebensformen drängten sich immer wieder in mein Bewusstsein. Passen die Tibetaner wirklich auf, dass sie keine Insekten töten, wenn sie ihre Tempel bauen?

»Legen Sie die Hände hinter den Rücken, und stecken Sie sie durch den Schlitz!«, befahlen unisono zwei Wärter auf der anderen Seite der Zellentür. Einer von ihnen war der irische Schlagersänger. Sie legten mir Handschellen an. Ich zog meine Hände wieder zurück. Die Wärter konnten jetzt ohne Gefahr die Tür öffnen.

»Die von der Einwanderung wollen Sie sehen.«

Das klang gut.

»Darf ich mich waschen, umziehen, aufs Klo gehen, mich rasieren und die Haare waschen?«

»Nein, die wollen Sie jetzt sofort sehen.«

Der Schlagersänger und sein Kumpel führten mich raus in die blendende Sonne, über mehrere matschige, sumpfige Innenhöfe, und in ein Gebäude, an dem INS stand – der Im-

migration and Nationalisation Service. Ich setzte mich. Die Handschellen wurden abgenommen.

Ich hörte eine Stimme im Hintergrund: »Er ist ausgeliefert worden. Also, wird er ausgewiesen, abgeschoben, zurückgeführt, des Landes verwiesen, oder darf er freiwillig gehen?«

Spätestens seit 1982 war es mir verboten, die USA zu betreten. Ich hatte kein Visum, und damit ich im Oktober 1989 bei meiner Auslieferung ins Land gebracht werden konnte, war eine Erklärung des Justizministers der Vereinigten Staaten nötig, die das Interesse des amerikanischen Volkes daran bestätigte, dass ich vor Gericht gestellt, für schuldig erklärt, verurteilt und eingesperrt würde. Das kommt aber noch keinem Betreten gleich, und somit befand ich mich offiziell nicht in den USA, obwohl ich ganz eindeutig seit über fünf Jahren hier war. Rechtlich gesehen befand ich mich noch immer jenseits der Grenze, und somit konnten auch keine Entscheidungen darüber gefällt werden, ob ich abgeschoben oder des Landes verwiesen werden konnte – zumindest so lange nicht, bis der Grund für die Erklärung des Justizministers wegfiel, also bis zu meiner Freilassung. Da ich nun aber ein unverbesserlicher fremder Straftäter war, durfte man mir unter keinen Umständen erlauben, durch das Land der Freiheit zu spazieren. Da ich das Land nicht im gesetzlichen Sinne betreten hatte, konnte ich nicht abgeschoben werden. Und da ich meine Haftstrafe bald abgesessen haben würde, könnte man mich danach auch nicht weiter festhalten.

Ich hatte mich über alle einschlägigen Gesetze in der juristischen Bibliothek des *United States Penitentiary* in Terre Haute gründlich informiert. Aus dem sechsten Zusatzartikel zur amerikanischen Verfassung folgt, dass jedem Gefangenen die Möglichkeit gegeben werden muss, vor Gericht zu gehen. Hierzu wurden in den Gefängnissen Schreibmaschinen und

Gesetzbücher zur Verfügung gestellt, und die Gefangenen durften prozessieren, so viel sie wollten. Über Jahre hinweg war es mein ›Geschäft‹ gewesen, Gerichten die Anliegen von Mitgefangenen darzulegen. Dabei hatte ich einige Erfolge erzielt und war ein recht angesehener Knastanwalt geworden, doch hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was die Einwanderungsbehörde vorhatte, oder was sie überhaupt tun durfte. Vor Strafvollzugsbürokraten hatte ich eine Heidenangst.

Es war einfach alles möglich. Ich könnte sogar zu einem illegal eingereisten Kubaner werden.

»Kommen Sie rein, Marks. Können Sie sich selber einen Pass besorgen und Ihren Flug selbst bezahlen? Wenn ja, können Sie weitere Gerichtsverhandlungen vermeiden und ausreisen, sobald Sie Ihre Strafe abgesessen haben, am fünfundzwanzigsten März.«

Was für ein netter Mensch.

»Unterschreiben Sie hier.«

Nie hatte ich so schnell etwas unterschrieben. Später erst las ich durch, was es war. Ich hatte auf alle gerichtlichen Schritte verzichtet, vorausgesetzt, ich bekäme innerhalb der nächsten dreißig Tage meinen Pass und das Flugticket. Ich wusste, dass Bob Gordon vom britischen Konsulat in Chicago schon einen vorläufigen Pass geschickt hatte, und meine Familie und Freunde wären jederzeit bereit, meinen Flug zu bezahlen.

»Besorgen Sie sich ein einfaches, offenes Ticket von Continental 4.«

»Ich bin im Loch und darf nicht telefonieren«, sagte ich, »und ich kriege auch keine Briefmarken.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich werde mit dem Oberaufseher reden. Ihre Telefonate werden der Regierung der Vereinigten Staaten mehrere Tausend Dollar sparen. Er wird

einverstanden sein. Fragen Sie nach ihm, wenn Sie zurück sind.«

Seit wann waren denn diese Leute daran interessiert, Geld zu sparen?

»Würden Sie bitte noch ein paar Passfotos von mir machen?«, fragte ich. Möglicherweise war mit denen, die ich Bob Gordon geschickt hatte, irgendwas nicht in Ordnung. Ein paar übrig zu haben, wäre bestimmt kein Fehler.

Mit einigen Fotos und dem unterschriebenen Verzichtsförmular bewehrt, und glücklicher, als ich seit vielen, vielen Tagen gewesen war, ließ ich mich in Handschellen zurück ins Loch bringen. Der Oberaufseher nahm mich in Empfang.

»Hör mal her, Engländer. Ich geb keinen beschissenen Scheißdreck darauf, was die Scheißer von der Einwanderung sagen. Ich hab hier das Sagen in dem Scheiß-Loch, nicht die. Das ist mein beschissenes Loch. Du kriegst einen beschissenen Anruf pro Woche, und zwar den ersten am nächsten Sonntag. Am Montag kannst du den Counsellor nach Briefmarken fragen, ich kann dir keine geben. Und jetzt verpiss dich.«

Ärgerlich und frustriert, aber nicht wirklich überrascht, ging ich zurück in meine Zelle. Der Ordner gab mir ein paar Briefmarken. Ich schrieb einen Brief an den Konsul.

Nach zwei weiteren Tagen Yoga, Meditation und Gymnastik hörte ich wieder von jenseits der Tür:

»Tu die Hände hinter den Rücken und durch den Schlitz!«

»Wo werde ich hingbracht?«

»Oakdale Zwei.«

»Und wo bin ich jetzt?«

»Oakdale Eins.«

»Was ist der Unterschied?«

»Oakdale Zwei untersteht der Einwanderung. Von da wirst du ausgewiesen.«

Ich war überglücklich, das zu hören. Zwei Wochen waren von meiner Strafe noch übrig. Wollten sie mich so schnell wie möglich aus dem Land haben? Sie waren noch dabei, mir die Handschellen anzulegen, als der fluchende Oberaufseher angerannt kam und brüllte:

»Steckt den Scheißer zurück in seine Scheißzelle, der Stellvertreter vom Direktor will ihn sehen.«

Einige Minuten später bemerkte ich ein menschliches Auge am Guckloch in der Tür.

»Ein paar Journalisten von einer englischen Zeitung wollen Sie interviewen. Ja oder nein?«, bellte der stellvertretende Direktor.

»O Gott, nein!«

Woher wussten die, dass ich hier war? Wussten sie, dass ich bald freigelassen werden würde? Und wenn sie es wussten, wer wusste es sonst noch? Würde als Nächstes ein internationaler Sturm von Protesten ausbrechen, von der DEA, vom britischen Zoll, von Scotland Yard und all den anderen Staatsorganen, die sich so lange bemüht hatten, mich für den Rest meines Lebens hinter Gitter zu bringen? Der Direktorenstellvertreter schob ein Blatt Papier unter der Tür durch.

»Unterschreiben Sie das. Da steht, dass Sie ein Interview ablehnen.« Ich unterschrieb. Ich musste möglichst wenig Wirbel verursachen, aber ein etwas schlechtes Gewissen hatte ich doch. Im Großen und Ganzen hatten die Journalisten recht mitfühlend über meine Gefangenschaft in den Staaten geschrieben. Jedoch könnte ihr Mitgefühl die Behörden reizen, so dass sie meine Freilassung verhindern könnten. Das Risiko durfte ich nicht eingehen. Ich schob den Zettel zurück unter die Tür. Schritte entfernten sich.

Zweierlei Schritte kehrten zurück.

»Tu die Hände hinter den Rücken und durch den Schlitz.«

Mit Handschellen und Ketten behängt wurde ich in eine Wartezelle gesperrt, wo ich sechs Stunden blieb. Dann wurde ich zu einem Kleinbus geführt und von zwei Wachen mit Selbstladegewehren zu einem anderen Gefängnis gefahren, das etwa neunzig Meter entfernt war. Dort wurde ich für weitere vier Stunden in eine Wartezelle gesteckt, die ich aber diesmal mit acht anderen dort abgestellten Gefangenen teilte: einem Ägypter, einem Ghanaer, vier Mexikanern und zwei Honduranern. Der Ghanaer und die Honduraner waren aufgeregt. Nie wieder würden sie unter der Brutalität des amerikanischen Rechtssystems zu leiden haben. Der Ägypter und die Mexikaner waren gefasster, in ihr Schicksal ergeben. Alle waren sie schon mindestens einmal abgeschoben worden und waren illegal wiedergekommen. Manche verbrachten ihr ganzes Leben so: über die Grenze gehen, schwarz arbeiten, erwischt werden, sich ein paar Wochen, Monate oder Jahre erholen und durchgefüttert werden, während man auf Kosten des amerikanischen Steuerzahlers im Knast sitzt, abgeschoben werden, und den Kreislauf von Neuem beginnen. Das hatte ich vergessen. Die meisten Leute wollen die Staaten gar nicht verlassen.

»Wie ist es hier so?«, fragte ich die anderen fremden Straftäter.

»Wie in jedem anderen Staatsbau«, gab einer der Mexikaner zurück.

»Aber es untersteht doch der Einwanderung.«

»Nein, es untersteht dem *Bureau of Prisons*. Du brauchst schon 'ne Menge Glück, um hier jemand von der Einwanderung zu sehen zu kriegen. Ich sag dir, es ist wie in jedem anderen Bau auch.«

Handschellen wurden abgenommen, Dutzende Formulare ausgefüllt, Fotos gemacht und Fingerabdrücke genom-

men, ärztliche Untersuchungen durchgeführt, Körper und Öffnungen desselben besichtigt, Kleider ausgegeben und Zellen zugewiesen. Mein Zellengenosse war ein Pakistani, der gegen seine Abschiebung kämpfte und politisches Asyl beantragt hatte. Insgesamt waren hier fast Tausend Insassen unterschiedlichster Nationalitäten: Nigerianer, Jamaikaner, Nepalesen, Pakistanis, Chinesen, Inder, Srilanker, Vietnamesen, Philippinos, Laoten, Spanier, Italiener, Israelis, Palästinenser, Ägypter, Kanadier, Mittel- und Südamerikaner. Die meisten hatten gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen und verbrachten ihre gesamte Freizeit damit, über zukünftige Drogendeals zu diskutieren. »In dieses Land bringen wir nichts mehr«, war immer wieder zu hören. »Europa und Kanada sind gut. Die geben einem nicht so viel, wenn man geschnappt wird. Die sind nicht so drauf wie die Amis.«

Viele Geschäfte wurden ausgeheckt. Viele davon werden sicherlich Früchte tragen.

Der Mexikaner hatte Recht gehabt, es war wirklich schwer, einen Beamten von der Einwanderung zu treffen. Ich gab nicht auf. Telefonieren durften wir, also rief ich den britischen Konsul an.

»Ja, Howard, Ihr Pass ist uns zugeschickt worden. Ihre Eltern, die Sie herzlich grüßen lassen, haben das Flugticket bezahlt, es ist auch geschickt worden.« Schließlich fand ich doch einen Beamten mit Verbindung zur Einwanderung.

»Ja, Ihren Pass und das Ticket haben wir geschickt bekommen, sie sind aber leider verlegt worden. Aber keine Sorge, alle sind am Suchen. Wir finden sie schon.«

Scheinbar wurde früher oder später von jedem Gefangenen das Ticket und der Pass verlegt. Wir mussten uns einfach gedulden. Sonst konnten wir nichts tun.

Walkmans waren zugelassen. Ich kaufte einen und ging jeden Tag zwanzig Meilen, immer um die Joggingbahn herum, und hörte dabei den Oldiesender. Während meiner Jahre im Knast hatte meine Tochter Francesca, mittlerweile vierzehn Jahre alt, mir regelmäßig geschrieben, wie sehr ihr meine Schallplattensammlung gefällt. Ihre Lieblingsscheiben waren unter anderem Little Richard, Elvis Presley, Waylon Jennings und Jimi Hendrix. Bald würden wir sie zusammen anhören können, und sie könnte mir Nachhilfe geben, was ich in der Zwischenzeit alles verpasst hatte. Ich bekam wieder etwas Farbe und außerdem Heimweh. Mir war langweilig. Drei Tage bevor ich freigelassen werden sollte, lief ich über die Bahn und hörte einem Discjockey aus New Orleans zu, der von einer neuen, sehr erfolgreichen britischen Band schwärmte, den Super Furry Animals. Sie kamen aus den Tälern von Wales. Ich lauschte, wie sie mich heimriefen, als plötzlich die großen Lautsprecher knisterten.

»Marks, 41526-004, melden Sie sich beim Einwanderungsbüro.«

»Wir haben Ihren Pass und Ihr Flugticket«, sagte der Beamte. »Alles ist für Ihre Abreise bereit. Wann das genau sein wird, können wir Ihnen natürlich nicht sagen, damit Sie keine Vorbereitungen treffen können, um Ihre Ausreise zu verhindern. Aber es wird bald sein.«

Der Tag meiner Entlassung, der fünfundzwanzigste März, kam und ging vorüber, und wieder verging etwa eine Woche. »Lovato schafft es tatsächlich«, dachte ich, »er überredet seine Kumpels von der DEA, dass sie mich nicht gehen lassen.«

Am Donnerstag, dem siebten April, kam Komo auf mich zugerannt. Komo war Thailänder, kämpfte seit sieben Jahren gegen seine Abschiebung und hatte die letzten siebzehn Jahre ausschließlich im Gefängnis verbracht.

»Engländer! Engländer, du stehst auf der Liste. Gehst heut Nacht. Etwa um eins. Lass mir bitte Walkman.«

Komos Arbeit im Gefängnis bestand darin, in den Büros der Verwaltung zu putzen und aufzuräumen. Daher hatte er Zugang zu vertraulichen Informationen. Außerdem hatte er zirka zwanzig Walkmans, die er versuchte, an Neuzugänge zu verkaufen. Jeder, der längere Zeit im Gefängnis verbringt, braucht ein derartiges solides ›Geschäft‹. Aber die Neuigkeiten waren so gut, dass ich ihm sofort meinen Walkman in die Hand drückte.

»Viel Glück, Komo. Vielleicht treffen wir uns mal in Bangkok.«

»Ich geh nicht Bangkok, Engländer. Die würden mich umbringen. Ich Amerikaner. Hierbleiben.«

»Hier bringen sie dich auch um, Komo«, sagte ich. »Nur viel langsamer und schmerzhafter.«

»Langsam ist okay, Engländer, und sehr langsam ist sehr gut.«

Ich durfte es nicht riskieren, irgendjemand anzurufen und am Telefon die gute Nachricht mitzuteilen. Es konnte immer noch etwas dazwischenkommen, und außerdem wurden die Leitungen abgehört. Wenn bestimmte Behörden mitbekamen, dass ich gehen sollte, konnte es sein, dass sie meine Reisepläne doch noch änderten.

Außer mir gingen noch acht andere in jener Nacht: ein amerikanisierter Nigerianer mit britischer Staatsangehörigkeit und sieben Südamerikaner.

»Ist das Ihr gesamter Besitz, Marks?«

Ich hatte ungefähr einhundert Dollar, ein Paar Shorts, einen Nagelknipser, einen Kamm, eine Zahnbürste, einen Wecker, einige offizielle Papiere, die meinen ›Entlassungstermin‹ vor

zwei Wochen bestätigten, eine Kreditkarte für Verkaufsautomaten im Gefängnis und fünf Bücher, darunter eines über mich: *Hunting Marco Polo*.

»Das ist alles, ja.«

Ich steckte das Geld in die Tasche. Es fühlte sich komisch an. Das erste Mal seit über sechs Jahren. Das würde ich noch oft denken. Das erste Mal seit über sechs Jahren. Geld, Sex, Wein, ein Joint, ein Bad, ein indisches Curry. All das wartete nur noch auf mich.

Meine anderen Besitztümer wurden in einem Pappkarton verstaubt. Ich bekam ein Paar blaue Jeans, deren Beine dreißig Zentimeter zu lang waren, und ein extrem enges weißes T-Shirt. Ein Geschenk der Regierung der Vereinigten Staaten an jeden, der in die freie Welt entlassen wird.

Wir bekamen Handschellen angelegt, aber keine Ketten, und wurden in einen Kleinbus gezwängt. Dann sammelten wir noch zwei Kerle an einem anderen Ausgang auf. Einer sah aus wie ein Lateinamerikaner, der andere wie ein Nordeuropäer. Alle waren still, mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Der Motor machte einen Riesenlärm, während sich der Bus in Richtung Houston bewegte, auf den beginnenden Sonnenaufgang zu. Um neun fühlten wir uns, als säßen wir auf Felsen in einer brennenden Sardinendose. Um zehn Uhr saßen wir in einer riesigen Wartezelle am Houston International Airport, zusammen mit über fünfzig anderen fremden Straftätern.

Der Nordeuropäer wandte sich an den Nigerianer: »Woher kommst du?« Er hatte einen starken südwalisischen Dialekt. Nie hatte ich einen Waliser in einem amerikanischen Gefängnis getroffen, noch nicht einmal von einem gehört. Ich hatte nur sehr wenige Amerikaner getroffen, die auch nur von Wales gehört hatten.

»Bist du aus Wales?«, unterbrach ich ihn.

»Schon«, sagte er und betrachtete mich misstrauisch.

»Ich auch.«

»Ach ja.« Tieferes Misstrauen.

»Wo bist du her?«, fragte ich, diesmal im selben Dialekt.

»Swansea«, sagte er, »und du?«

»Fünfundzwanzig Meilen weiter, aus Kenfig Hill«, antwortete ich.

Er fing an zu lachen.

»Du bist aber nicht er, oder? Großer Gott! Jungfrau Maria! Howard fucking Marks! Marco Scheiß Polo! Und sie lassen dich gehen, ja? Verdammt noch mal, das ist ja großartig! Klasse, dich kennenzulernen, Mann. Ich bin Scoogsie.«

Wir hielten ein Schwätzchen, ein langes. Scoogsie berichtete, dass er auch wegen Drogen gesessen hatte, und erzählte von seinen Anfängen im Geschäft.

»Meine Frau arbeitet seit Langem in einem Rehasentrum für Drogenabhängige in Swansea. Eigentlich eine gute Partnerschaft. Ich bring sie drauf, sie holt sie wieder runter. So haben wir beide immer was zu tun.«

Die Erinnerung an den südwalisischen Humor hatte mir oft über die schweren Zeiten im Gefängnis hinweggeholfen. Und jetzt hörte ich ihn hier direkt neben mir. Ich war auf dem Weg zurück zu meinen Wurzeln, und sie streckten sich mir entgegen.

Ein wenig verwirrt und ein wenig spät antwortete der Nigerianer auf Scoogsies ursprüngliche Frage.

»Ich lebe in London. Dahin werde ich abgeschoben. Ich komme nie wieder hierher. Sie haben mein Geld genommen, alles, was ich hatte, und mein Geschäft. Bloß weil einer, den ich nicht mal gekannt habe, vor Gericht geschworen hat, dass ich ihm Drogen verkauft hätte.«

Eine nur allzu bekannte Geschichte.

Die Zahl der Gefangenen in dem zweckentfremdeten Flugzeugschuppen verringerte sich zunehmend. »Geht sonst noch wer nach London?«, fragte Scoogsie. Niemand.

Bald waren nur noch wir drei übrig. Wir hatten herausfinden können, dass der Continental-Airlines-Flug nach London in einer Stunde gehen sollte. Ein Beamter von der Einwanderung kam herein, mit einem Gewehr bewaffnet.

»Kommen Sie mit, Sie drei.«

Ein Kleinbus brachte uns zur Gangway. Mit seinem Gewehr bedeutete uns der Beamte, dass wir hinaufgehen sollten. Der Nigerianer ging voraus. Scoogsie folgte ihm und spuckte demonstrativ auf die amerikanische Erde.

»So nicht!«, brüllte der Beamte und hob drohend die Waffe.

»Mach jetzt keinen Fehler, Scoogsie. Du weißt doch, wie die sind.«

»O ja, allerdings weiß ich, wie die Scheißkerle sind«, antwortete Scoogsie. »Ich hasse sie. Ich würde ihnen nicht in den Mund pinkeln, wenn ihr Hals in Flammen stehen würde. Ich werde nie wieder bei McDonalds essen. Keine Cornflakes mehr zum Frühstück. Der Herr steh ihm bei, wenn mich je ein Yank nach dem Weg irgendwohin fragt. Lass sich bloß jemand trauen, mich zu fragen, ob er in Dollars bezahlen kann. Der Herr steh' ihm bei.«

»Mit der Ruhe, Scoogsie. Lass uns reingehen.«

An Bord des Flugzeugs zu gehen war wie das Raumschiff Enterprise zu betreten. Passagiere mit abgedrehten Frisuren und Clownsklamotten holten Computer in allen Größen und Formen hervor. Hatte sich wirklich so viel verändert, oder hatte ich nur vergessen, wie es war? Lichter blinkten auf und erloschen wieder. Strahlend schöne, lächelnde Frauen, wie es sie nur auf Fotos an Zellenwänden gegeben hatte, gingen

im Mittelgang auf und ab. Eine von ihnen sprach mich tatsächlich an.

»Mr Marks, ihr Sitz ist Nummer 34H. Am Gang. Ihren Ausweis bewahren wir auf, bis wir in London landen. Dort werden wir ihn den britischen Behörden übergeben.«

Das klang gar nicht gut, aber ich war zu überwältigt, um wirklich zuzuhören. Scoogsie und den Nigerianer konnte ich von meinem Platz aus nicht sehen. Ich setzte mich, blätterte durch Zeitschriften und Zeitungen und spielte mit den Knöpfen, mit denen die Sitzstellung und die Lautstärke der Konservenmusik eingestellt werden konnten, geradeso wie ein Kind auf seinem ersten Flug. Ich war schon tausendmal mit kommerziellen Fluggesellschaften geflogen, aber ich konnte mich an kein einziges Mal erinnern. Das Abheben erschien mir wie Magie. Ich beobachtete, wie Texas verschwand. Dann war Amerika nicht mehr zu sehen. Es gibt doch einen Gott.

»Hätten Sie gerne einen Cocktail vor dem Essen, Mr Marks?«

Die letzten drei Jahre hatte ich keinen Alkohol getrunken und nicht geraucht. Ich war stolz auf meine Selbstbeherrschung. Vielleicht sollte ich weiterhin abstinente bleiben.

»Bitte nur einen Orangensaft.«

Ein Tablett mit Essen wurde mir vorgesetzt. Früher hatte ich nur selten beim Fliegen gegessen – abgesehen vom Kaviar und der Gänseleberpastete, die den Passagieren der ersten Klasse auf Langstreckenflügen angeboten wurden, war es immer recht widerlich gewesen und weit unter dem Niveau, das ich gewohnt war. Von dieser Art pompösem Größenwahn hatten mich sechs Jahre Gefängniskost geheilt. Es war die beste Mahlzeit, an die ich mich erinnern konnte, und ich hatte riesigen Spaß daran, mit den Portionspäckchen zu spielen. Auf dem Tablett stand ein winziges Fläschchen Rotwein. Das

könnte ich doch wohl ... Er war ausgezeichnet. Ich bestellte noch sechs weitere.

Langsam machte ich mir Sorgen über die Bemerkung der Stewardess. Welchen britischen Behörden? Ich hatte es mir mit so vielen verscherzt, und für einiges könnten sie mich immer noch drankriegen. Während ich im Gefängnis gesessen hatte, hatten die britischen Behörden Beweise sammeln können, dass ich an zahllosen anderen Marihuana- und Haschischtransporten nach England beteiligt gewesen war, für die ich noch nicht belangt worden war. Außerdem hatten sie weitere gefälschte Pässe von mir gefunden. Nach britischem Gesetz konnten sie mich jederzeit wieder einsperren, wenn sie wollten.

Es waren zwei Bücher über mich geschrieben worden, die beide deutlich machten, dass ich ein unverbesserlicher Verbrecher war, der für die Gesetzeshüter nichts als Verachtung übrighatte. Vierzehn Jahre zuvor war ich nach einem aufsehenerregenden, schillernden, neunwöchigen Prozess von der Anklage freigesprochen worden, der Drahtzieher des größten Marihuana-Imports aller Zeiten nach Europa zu sein – fünfzehn Tonnen vom Besten, was in Kolumbien zu haben war. Die britischen Zollbehörden waren die Ankläger gewesen. Es war der größte Deal, den sie je hatten auffliegen lassen. Sie würden mich nie vergessen.

Ein Chief Inspector der Polizei hatte Selbstmord begangen, nachdem er beschuldigt worden war, meine Verbindung zum britischen Geheimdienst zur Presse durchsickern gelassen zu haben. Scotland Yard hatte wegen mir einen guten Mann verloren. Dort hatte ich sicherlich nicht viele Freunde.

Der MI6 war auch nicht gut auf mich zu sprechen, seit ich mich der IRA bedient hatte, um Dope zu schmuggeln, anstatt sie auszuspionieren.

Vor zehn Jahren, nachdem sie geschätzt hatten, dass ich durch Cannabisschmuggel ungefähr zwei Millionen Pfund verdient haben musste, hatten die Steuerbehörden widerstrebend sechzigtausend Pfund als Steuern festgelegt. Aufgrund öffentlicher Äußerungen der höchsten Beamten der DEA wurde jetzt aber allgemein davon ausgegangen, dass ich noch gut zweihundert Millionen Pfund auf diversen Konten in Ostblockländern hatte. Davon würde das Finanzamt zweifelsohne auch etwas abhaben wollen.

Und selbst wenn die Engländer der Ansicht waren, dass ich genug bestraft worden sei, würde Special Agent Craig Lovato es mit Sicherheit fertigbekommen, ihre Meinung zu ändern. Mitte der Achtzigerjahre hatte er es fast im Alleingang geschafft, die Polizei in vierzehn Ländern zu mobilisieren (USA, Großbritannien, Spanien, Philippinen, Hongkong, Taiwan, Thailand, Pakistan, Deutschland, Niederlande, Kanada, Schweiz, Österreich und Australien), so dass sie in noch nie dagewesener Weise international zusammenarbeiteten, um mich für immer hinter Schloss und Riegel zu bringen. Sicherlich würde er meine vorzeitige Entlassung als persönliche Niederlage auffassen und fürchten, das Gesicht zu verlieren. Er würde die Engländer so weit bringen, mich direkt nach der Landung zu verhaften. Erst wäre er streng mit ihnen, dann würde er ihnen versprechen, dass sie mit dem Hubschrauber fliegen dürften, neue Computer bekämen und tagelang in Miami einkaufen dürften. Was erwartete mich am Londoner Flughafen Gatwick?

Auf dem Bildschirm erschien eine grobe Landkarte, auf der zu erkennen war, dass wir über den Waliser Hügeln waren und langsam an Höhe verloren. Kenfig Hill, wie lange schien mir das her.

MASTER MARKS

Meine früheste Kindheitserinnerung ist die, eine Katze vom Deck eines Schiffes in die Tiefen des Ozeans zu werfen. Warum ich das getan habe? Ich schwöre, ich hatte erwartet, dass die Katze eine Runde schwimmen, ein paar Fische fangen und glorreich zurückkehren würde. Ich wusste es einfach nicht besser und sollte mir eigentlich keine Schuld zurechnen. Doch vielleicht war das Verdammen von Felix zu seinem feuchten Grabe ein Zeichen dafür, dass ich im Grunde alles andere als nett war. Falls es die Katzenliebhaber beruhigt, das Bild verfolgt mich noch immer. Jedes Mal wenn mein Leben an mir vorüberzieht, und das tut es nicht nur im Angesicht des Todes, ist das Gesicht dieser Katze das Erste, das ich sehe.

Wir befanden uns auf dem Indischen Ozean. Das Schiff war die *Bradburn*, ein Zehntausend Tonnen-Frachtschiff der Firma Reardon Smith und Co. aus Cardiff. Die Katze gehörte dem Prinzen von Siam und war der Liebling der ansonsten nicht gerade zartfühlenden Schiffsbesatzung. Mein Vater, Dennis Marks, Sohn eines Boxers und Bergarbeiters und einer Hebamme, war der Skipper der *Bradburn* und stand kurz vor dem Ende seiner einundzwanzig Dienstjahre bei der britischen Handelsmarine. Er hatte mich und meine Mutter Edna, Tochter einer Opernsängerin und eines Bergarbeiters und von Beruf Lehrerin, auf zahlreiche lange Seereisen mitnehmen

dürfen. Zwischen 1948 und 1950 reiste ich durch die ganze Welt. Ich kann mich an kaum etwas erinnern, nur noch an die Katze. Möglicherweise hat die Katze deswegen so unauslöschliche Spuren auf meiner Psyche hinterlassen, weil mein Vater nach der Aufklärung meiner mörderischen Aktivitäten gezwungen gewesen war, mir den Hintern zu versohlen, und zwar vor der versammelten Mannschaft, die vor Hass nur so brodelte und offensichtlich Mordgelüste hegte. Er hat mich seitdem nie wieder geschlagen.

Dieses Ereignis hat mich nicht zu einem Tierfreund gemacht (wobei mir Katzen trotzdem noch am liebsten sind), doch hat es mich gelehrt, keinem Wesen leichtfertig Schmerzen zuzufügen. Selbst Kakerlaken in Gefängniszellen brauchen nicht um ihr Leben zu bangen (außer in Louisiana). Und wenn ich mich wirklich zu irgendeiner Religion bekennen müsste, würde ich das Risiko christlicher Höllenfeuer eingehen und sagen, ich bin Buddhist – vor allem in Bangkok.

Die meisten Bewohner der kohlereichen Gebiete in Südwales sprechen eher Dylan-Thomas-Englisch als Walisisch, aber meine Mutter war da eine Ausnahme. Ihre Mutter stammte aus dem wilden, druidischen Westen von Wales. Während meiner ersten fünf Lebensjahre sprach ich nur Walisisch. Die nächsten fünf Jahre besuchte ich eine englischsprachige Grundschule in Kenfig Hill, dem kleinen, vom Bergbau geprägten Dorf in Glamorganshire, in dem ich geboren wurde. Abgesehen von meiner Schwester Linda, die ein paar Jahre jünger ist als ich, hatte ich nur einen wirklichen Freund. Er hieß Marty Langford, und sein Vater war nicht nur Eigentümer der Eisdiele im Ort, sondern auch Sieger eines landesweiten Wettbewerbs für das beste Eis. Marty und ich waren aufgeweckte Kinder, und wir kamen bei Prügeleien auf dem Schulhof meistens ganz gut weg.

Mit elf Jahren, als ich auf die Ergebnisse meiner Orientierungsarbeiten wartete, beschloss ich, krank zu werden. Ich hatte überhaupt keine Lust mehr auf Schule und brauchte ein bisschen Aufmerksamkeit und Mitgefühl. Irgendwann war mir einmal aufgefallen, dass sich das Quecksilber in einem ganz gewöhnlichen Fieberthermometer fast ebenso leicht hoch- wie runterschütteln lässt. Wenn ich alleine war, konnte ich mir aussuchen, welche Temperatur ich gerade haben wollte. Zwar entsteht dabei am unteren Ende der Quecksilbersäule ein kleiner Spalt, aber auf dieses Ende achtet nie jemand. Manchmal hatte ich keine Gelegenheit, das Thermometer hochzuschütteln, ohne erwischt zu werden. In solchen Fällen dachte ich mir skrupellos andere Symptome aus, zum Beispiel Halsschmerzen, Schwindelanfälle, Übelkeit oder Kopfweh, während meine Temperatur, wenn ich unbeobachtet war, zwischen knapp unter 37° C und gut 40° C zu schwanken schien.

Nur sehr wenige Krankheiten geben eine solche achterbahnartige Temperaturkurve. Eine davon trägt den eher einfallslosen Namen ›Wellenfieber‹, oder auch Mittelmeerfieber oder Maltafieber. Ursprünglich war es eine Tropenkrankheit. Sankt Paulus soll sie angeblich gehabt haben. Mein Vater hatte sie ganz sicher gehabt, es sei denn, er hatte auch geschummelt. Obwohl der Arzt im Ort eher skeptisch war (er hatte mich durchschaut), blieb ihm nicht viel anderes übrig, als der Diagnose der Spezialisten zuzustimmen, dass ich nämlich, wie einst Papa und Sankt Paulus, Wellenfieber hatte. Ich kam auf die Isolierstation im nächsten Krankenhaus, in Bridgend.

Es war großartig. Dutzende verwirrte, interessierte Ärzte, Krankenschwestern und Medizinstudenten standen um mein Bett und waren unwahrscheinlich nett und rücksichtsvoll. Sie gaben mir alle möglichen Pillen und Säfte und machten

alle möglichen Tests mit mir. Mehrmals am Tag wurde meine Temperatur genommen, und unglaublicherweise war ich manchmal alleine mit einem Thermometer, so dass ich einen neuen Fieberschub fabrizieren konnte. Hin und wieder versuchte ich auch, einen Blick in die unheimlich dicken Ordner zu erhaschen, die ungerechterweise die Aufschrift ›Vom Patienten nicht einzusehen‹ trugen. Ich entwickelte ein echtes Interesse für Medizin und ein noch viel echteres Interesse für Krankenschwestern. Ich hatte wohl auch vorher schon Erektionen gehabt, doch hatte ich ihr Erscheinen nie mit dem Schielen nach Frauen in Verbindung gebracht. Das wurde mir jetzt zwar klar, aber ich hatte immer noch keine Ahnung, dass diese Empfindungen aufs Engste mit dem Fortbestehen der menschlichen Rasse zusammenhingen.

Nach ein paar Wochen Sex and Drugs wurde mir wieder langweilig. Ich wollte heim und mit meinem Meccano-Baukasten spielen. Also hörte ich auf, das Thermometer zu schütteln, und jammerte nicht mehr. Dummerweise war es mit Krankenhäusern damals so wie mit Gefängnissen heute – herauszukommen war wesentlich schwieriger, als hineinzukommen. Ich sehnte mich so sehr danach, aufstehen zu dürfen, dass es mir den Appetit verschlug. Damit präsentierte ich den Spezialisten ein weiteres Symptom zum Verzeichnen und Rätseln. Nachdem ich literweise Lucozade-Energydrink in mich hineingeschüttet hatte, kam mein Appetit schließlich wieder, und ich wurde entlassen, um mich zu Hause wieder völlig erholen zu können. So endete meine erste Gaunerei.

In Südwales gab es mehr Pubs als Kirchen und mehr Kohlenruben als Schulen. Das zuständige Schulamt schickte mich zur Garw Grammar School. Garw ist ein walisisches Wort und bedeutet so viel wie rau, was sich aber wahrscheinlich eher auf die Landschaft als auf die Menschen dort bezie-

hen sollte. Es war ein altmodisches, gemischtes Gymnasium, das am Abschluss eines Tales lag und elf Meilen von unserem Haus entfernt war, so dass ich jeden Tag in den Genuss einer fünfundvierzigminütigen, sehr lustigen Busfahrt kam. Häufig wanderten Schafe über den Schulhof, und gelegentlich versuchten sie sogar, in den Klassenzimmern zu grasen.

Ich bekam einen intensiven Crashkurs über die Tatsachen des Lebens verpasst, die zu den ersten Lektionen des inoffiziellen Lehrplans an jeder walisischen Grammar School gehörten. So erzählte man mir, dass einem Erektionen bei entsprechender Handhabung durch die Ejakulation große Lustgefühle verschaffen können und dass aus einer Ejakulation, die an die richtige Stelle geleitet wird, Kinder entstehen. Masturbationstechniken wurden bis ins Detail erklärt. Alleine in meinem Zimmer habe ich es dann später versucht. Ich habe es ernsthaft versucht. Immer und immer wieder. Ich gab mir wirklich alle erdenkliche Mühe. Nichts. Es war schrecklich. Es störte mich nicht, keine Kinder kriegen zu können. Ich wollte nur einfach kommen wie alle anderen auch, und mein Unvermögen plagte und deprimierte mich. Mir war noch nicht klar, dass es immer noch am besten ist, wenn man schon bei etwas versagen muss, dann dabei zu versagen, ein Wichser zu werden.

Ich hörte auf, auf dem Schulhof mit den anderen zu rangeln und mich zu prügeln, zum Teil, weil ich es verlernt hatte, das heißt, ich war der, der verprügelt wurde, und zum Teil, weil ich körperlichen Kontakt mit Jungs nicht ausstehen konnte. Das hatten mir die Krankenschwestern verdorben. Gott segne sie.

Nach dem Sportunterricht holten sich meine Mitschüler manchmal gegenseitig einen runter, und es lief mir kalt den Rücken hinunter bei dem Gedanken daran, dabei mitmachen

zu müssen und meine Unzulänglichkeit (dabei war er lang genug) der Öffentlichkeit preiszugeben. Ich griff auf meine Kenntnisse auf dem Gebiet der Medizin zurück, schüttelte wieder einmal das Thermometer und bekam eine seltsame Krankheit, woraufhin ich von jeglichem Schulsport befreit wurde. Für meine Mitschüler wurde ich dadurch zum Schwächling (heute hätten sie mich wohl als ›Weichei‹ bezeichnet). Dass ich in Klassenarbeiten immer ziemlich gut abschnitt, machte mich in ihren Augen zu einem Streber, was in mancher Hinsicht noch schlimmer war. Mein Leben entwickelte sich überhaupt nicht so, wie ich es mir vorstellte. Die Mädchen ignorierten mich, und die Jungs machten sich über mich lustig. Es wurde Zeit, einige Dinge radikal zu ändern.

Elvis Presley litt offensichtlich nicht an derlei Problemen. Ich schaute alle seine Filme an und hörte wieder und wieder seine Platten. Ich las alles über ihn. Ich legte mir seine Frisur zu und versuchte so auszusehen wie er, mich so zu bewegen wie er und zu sprechen wie er. Ohne Erfolg. Aber ich kam der Sache schon ziemlich nahe, dachte ich zumindest. Schließlich war ich groß und schlank und hatte dunkle Haare und volle Lippen. Wenn ich mich gerade hielt, fielen auch meine runden Schultern und mein Bauch nicht mehr auf. Außerdem hatte ich seit meinem sechsten Lebensjahr zweimal die Woche bei einem Nachbarn Klavierstunden bekommen. Zur Bestürzung meiner Eltern hörte ich jetzt auf, jeden Morgen *Für Elise* und die *Mondscheinsonate* zu üben und verwendete mein Talent darauf, vor einem imaginären Publikum *Teddy Bear* und *Blue Suede Shoes* auf die Note genau nachzuspielen.

In der Schule beschloss ich, so viel anzustellen wie nur möglich. Dadurch, so hoffte ich, würde ich mich bei den Lehrern unbeliebt und bei meinen Mitschülern beliebter machen. Das hat auch ziemlich gut geklappt, aber weil ich körper-

lich nicht fit war, wurde ich den Ruf des Schwächlings nicht wirklich los, und ich wurde nach wie vor gelegentlich fertig-gemacht. Ich traute mich noch nicht, meine Elvis-Karte aus dem Ärmel zu ziehen. Was ich brauchte, war ein Bodyguard.

Von der Garw Grammar School wurden keine außerschulischen Aktivitäten angeboten, da die meisten Schüler verstreut in unterschiedlichen Bergarbeiterdörfern lebten. Zwischen den Dörfern gab es kaum gesellschaftliche Kontakte, auch nicht unter den Jugendlichen, von denen jeweils nur wenige auf das Gymnasium am anderen Ende des Tales gingen. Außerdem hatte jedes Dorf seinen Rowdy. In Kenfig Hill war es Albert Hancock, ein gefährlicher und sehr starker Kerl, der aussah wie James Dean und ein paar Jahre älter war als ich. Ich sah ihn öfters im Dorf, aber ich hatte eine Heidenangst vor ihm. Das hatten die meisten Leute, solange sie nüchtern waren. Einen besseren Leibwächter hätte man sich nicht wünschen können. Aber wie um alles in der Welt sollte ich mich mit ihm anfreunden? Es war einfacher, als ich gedacht hatte. Ich besorgte Zigaretten und bat ihn, mir zu zeigen, wie man raucht. Ich erledigte Besorgungen für ihn. Ich ›lieh‹ ihm Geld. Es entwickelte sich eine lange währende Beziehung zwischen uns. Meine Schulkameraden hatten zu viel Angst, als dass sie mich noch geärgert hätten – Albert war mehrere Meilen im Umkreis für seine Gewalttätigkeit bekannt. Als ich vierzehn war, nahm mich Albert mit in ein Pub, wo ich mein erstes Bier probierte. In der Kneipe stand ein altes Klavier. Vom Alkohol mutig gemacht, schlenderte ich hinüber und begleitete mich, während ich *Blue Suede Shoes* sang. Die Gäste waren begeistert. Die guten Zeiten hatten begonnen.

Die guten Zeiten endeten ungefähr ein Jahr später, als mein Vater das Tagebuch entdeckte, in das ich dummerweise gerauchte Zigaretten, getrunkene Biere und sexuelle Abenteuer

eingetragen hatte. Ich bekam unbegrenzten Hausarrest. In die Schule durfte ich gehen, aber sonst nirgendwohin. Er bestand darauf, dass ich meine Teddy-Boy Frisur abschnitt. (Glücklicherweise waren Elvis' Haare auch gerade für den Armeedienst geschnitten worden, und somit kam mir diese Strafe eben recht.)

Ich war fünfzehn, meine O-Level-Prüfungen waren in sechs Monaten. Außer lernen konnte ich nicht viel tun, also lernte ich, und zwar mit erstaunlicher Hartnäckigkeit und Ausdauer. Ich bestand in allen zehn Fächern mit sehr guten Noten. Der Hausarrest wurde aufgehoben. Überraschenderweise war auch Albert über meinen Erfolg völlig aus dem Häuschen: Sein bester Freund war eine Mischung aus Elvis und Einstein. Die guten Zeiten begannen aufs Neue.

Ich erlangte meine Freiheit just zu der Zeit wieder, als Van's Teen and Twenty Club in Kenfig Hill aufmachte. Mindestens einmal die Woche traten Gastbands auf, und meistens wurde ich aufgefordert, auch ein paar Nummern zu singen. Ich hatte nur ein sehr begrenztes Repertoire (*What' d I Say*, *Blue Suede Shoes* und *That's All Right Mama*), aber es kam immer wieder gut an. Mein Leben bekam fast Routine. Die Schultage unter der Woche waren meinen A-Level-Prüfungsfächern Physik, Mathematik und Chemie gewidmet. Ebenso die Abende unter der Woche von halb sechs bis halb zehn. Ansonsten verbrachte ich jede wache Minute trinkenderweise in Pubs, tanzend und singend im Van's oder mit Mädchen.

Eines frühen Frühlingsabends, im gemütlichen Gesellschaftsraum vom ›The Royal Oak‹ in der Station Road in Kenfig Hill, versuchte ich auf das Drängen mehrerer Cubby-Checker-Imitatoren hin auf dem Klavier *Let's Twist Again* zu spielen. Es wurde bereits dunkel, als sich der Raum durch die Ankunft von fünf Polizisten aus dem Dorf plötzlich noch

mehr verfinsterte. Sie wollten das Alter der Gäste kontrollieren. Der Wirt, Arthur Hughes, war noch nie sehr gut im Schätzen gewesen. Ich war noch nicht achtzehn und verstieß somit gegen das Gesetz. Einen der Polizisten erkannte ich. Es war Hamilton, ein riesiger Engländer, der erst vor kurzem ins Dorf gezogen war. Er wohnte nur einen Steinwurf von unserem Haus entfernt. Hamilton kam direkt auf mich zu.

»Hör sofort mit diesem Lärm auf.«

»Spiel weiter, Howard«, sagte Albert Hancock. »Es ist nicht verboten. Obwohl es das natürlich sein sollte.«

Ich spielte ein bisschen langsamer.

»Ich hab dir gesagt, hör mit dem Lärm auf«, knurrte Hamilton.

»Lass ihn schwatzen, Howard. Er kann dich nicht zwingen, aufzuhören. Na, Hamilton, wie wär's mit 'nem kleinen Twist, um ein bisschen von dem Fett loszuwerden?«

Das ganze Pub gackerte über Alberts Dreistigkeit.

»Vorsicht, Hancock«, drohte Hamilton. »Ich hab da draußen eine große schwarze Minna stehen, die nur auf Sie wartet.«

»Na, dann bring sie doch rein, Hamilton! Wir sind hier doch keine Rassisten!«

Während wieder alles lachte, begann ich, die ersten Takte von Jerry Lee Lewis' *Great Balls of Fire* anzuschlagen. Ich spielte laut und schnell. Hamilton packte mich bei der Schulter.

»Wie alt bist du, Junge?«

»Achtzehn«, log ich ohne zu zögern. Seit über drei Jahren ging ich in Pubs und trank, und niemand hatte mich je nach meinem Alter gefragt. Um meiner Antwort Nachdruck und Frechheit zu verleihen, griff ich nach meinem Bier und trank einen Schluck. Ich war schon zu betrunken.

»Wie heißt du, Junge?«

»Warum interessiert Sie das? Mit achtzehn darf ich hier trinken, egal wie ich heiÙe.«

»Komm mal mit raus, Junge.«

»Wieso?«

»Tu einfach, was ich dir sage.«

Ich spielte weiter, bis mich Hamilton nach drauÙen zerrte. Er zückte sein Notizbuch und seinen Stift, ganz im Stil von Dixon of Dock Green aus der Fernsehserie.

»So, und jetzt sag mir, wie du heiÙt, Junge.«

»David James.«

Mir war niemand dieses Namens bekannt.

»Ich dachte, ich hätte gehört, wie deine Freunde dich Howard genannt haben.«

»Nein. Ich heiÙe David.«

»Wo wohnst du, Junge? Ich weiß, dass ich dich schon mal gesehen habe.«

»Pwlygath Street 25.«

Die Adresse gab es, aber ich hatte keine Ahnung, wer dort wohnte.

»Wo arbeitest du, Junge?«

»Ich gehe noch zur Schule.«

»Du kamst mir gleich ziemlich jung vor, mein Junge. Nun, ich werde deine Angaben überprüfen. Wenn sie falsch sind, werde ich dich schon finden. Gute Nacht, mein Junge.«

Ich ging wieder nach drinnen und bekam jede Menge Drinks ausgegeben.

Erst als ich am nächsten Morgen aufstand, wurde mir klar, wie dämlich ich gewesen war. Hamilton würde nur zu bald herausfinden, dass es in der Pwlygath Street 25 keinen David James gab, und ich könnte ihm jederzeit begegnen, sobald ich aus dem Haus ging. Langsam machte ich mir Sorgen. Ich würde gefasst und angezeigt werden, weil ich als Minderjäh-

riger Alkohol getrunken und gegenüber einem Polizisten falsche Angaben gemacht hatte. Ich würde vor Gericht gestellt werden. Und es käme in die Zeitung, in die Glamorgan Gazette, gleich neben den Bericht über Albert Hancocks letzte Ausschreitungen. Ich würde mindestens Hausarrest bekommen, vielleicht noch Schlimmeres.

Obwohl mein Vater strikt gegen Tabak, Alkohol und Glücksspiele war, vergab er mir doch alle Missetaten, solange ich ehrlich zu ihm war. Ich gestand ihm die Ereignisse der vergangenen Nacht. Er ging zu Hamilton und erzählte ihm, was für ein braver Junge und guter Schüler ich doch war. Hamilton war skeptisch, er zweifelte daran, dass Albert Hancock einen guten Einfluss auf mich haben konnte. Irgendwie konnte mein Vater ihn schließlich überzeugen. Hamilton versprach, die Sache nicht weiterzuverfolgen.

Mein Vater hielt mir einen ernsten Vortrag. Ich lernte einiges aus dem Vorfall: dass ich mich, wie die meisten Leute, idiotisch verhielt, wenn ich betrunken war, dass Polizisten einem viel Ärger bereiten konnten, dass mein Vater ein guter Mensch war und dass Untersuchungen auch eingestellt werden konnten.

Das King's College der University of London hatte mich zu einem Bewerbungsgespräch für einen Studienplatz in Physik eingeladen. Ich freute mich auf die Reise, es war die erste, die ich alleine unternahm. Physik fiel mir immer noch leicht, und wegen des Gesprächs machte ich mir keine Sorgen. Meine Gedanken kreisten vielmehr um Soho, dem ich einen Besuch abstatten wollte, da Albert mir des Öfteren ausführlich davon erzählt hatte.

Nach der vierstündigen Zugfahrt nach Paddington kaufte ich einen Stadtplan, nahm eine U-Bahn zum Strand und

stellte mich im King's College vor. Die Fragen waren einfach. Dann suchte ich mir die U-Bahn-Stationen heraus, die in der Nähe von Soho Square lagen, und trödelte noch eine Weile herum, so dass ich dort war, als es dunkel wurde. Ich ging die Frith Street und die Greek Street entlang. Ich konnte es kaum glauben. Es war wirklich so, wie Albert es beschrieben hatte. Wo man hinsah, gab es Stripclubs und Prostituierte. Weder das eine noch das andere hatte ich jemals in meinem Leben gesehen. Ich sah die Clubs und Bars, über die ich im *Melody Maker* und im *Musical Express* gelesen hatte: das ›Two I's‹, das ›Marquee‹, das ›Flamingo‹ und ›Ronnie Scott's‹. Das aufreizendste Mädchen, das ich je gesehen hatte, fragte mich, ob ich ein wenig Zeit hätte. Ich erklärte, dass ich nicht viel Geld hatte. Darum solle ich mir keine Sorgen machen, meinte sie. Ich stellte mich als Deke Rivers vor (den Elvis in *Loving You* gespielt hatte). Ich folgte ihr durch die Wardour Street zum St. Annes Court und in ein Apartment mit Namen Lulu. Ich gab ihr alles, was ich hatte – zwei Pfund und acht Shilling. Sie gab mir nur ein bisschen von dem, was sie hatte, doch es war mehr als genug. Ich lief zu Fuß zum Hyde Park, und von dort nach Paddington. Einige Stunden verbrachte ich damit, die anderen Reisenden zu beobachten, dann nahm ich den Bummelzug um zwei Uhr morgens zurück nach Bridgend. Ich hatte meinen Freunden viel zu erzählen.

Das King's College bot mir einen Studienplatz an, vorausgesetzt, meine Noten bei den A-Level-Prüfungen, dem Abitur, wären gut genug. Dafür wollte ich schon sorgen. Ich konnte es gar nicht abwarten, wieder nach Soho zu kommen. Ich bekam in allen Fächern ein ›A‹, die Bestnote. Herbert John Davies, der Rektor der Garw Grammar School, hatte andere Pläne mit mir. Ich war wie vor den Kopf gestoßen,

als er mich eines Tages zur Seite nahm und mir sagte, dass ich an den Auswahlprüfungen für ein Stipendium der Universität von Oxford teilnehmen sollte. Es war mindestens acht Jahre her, dass zum letzten Mal ein Schüler der Garw Grammar School versucht hatte, in Oxford zugelassen zu werden. Der damalige Bewerber war erfolgreich gewesen – es handelte sich übrigens um John Davies, den Sohn des Rektors, der jetzt am Balliol College Physik studierte. Der Rektor schlug vor, dass ich genau dasselbe auch versuchen sollte. Ich wusste eigentlich gar nichts über Balliol. Um das zu ändern und um mein Allgemeinwissen aufzubessern, sollte ich Anthony Sampsons *Anatomy of Britain* lesen. Der Abschnitt, der von Balliol handelte, war sehr beeindruckend und eher einschüchternd. Die Liste der ehemaligen Studenten von Balliol enthielt viel zu viele Premierminister, Könige und hervorragende Wissenschaftler, als dass ich auch nur hätte hoffen dürfen, dort zugelassen zu werden. Aber trotzdem, was hatte ich schon zu verlieren? Wenn sie mich ablehnten, konnte ich immer noch einen Platz am King's College in London bekommen und mich wieder mit Lulu treffen.

Irgendwann im Herbst 1963 schrieb ich zwei Prüfungsklausuren, die Oxford der Grammar School geschickt hatte. Eine war über Physik und stellte überhaupt kein Problem dar, die andere war allgemein und weitgehend unverständlich. Eine der Fragen lautete: ›Ist eine Ausgabe der *Times* nützlicher als ein Thucydides oder ein Gibbon?‹ Weder Thucydides noch Gibbon war mir ein Begriff, und ich hatte noch nie eine Ausgabe der *Times* in der Hand gehabt. Diese Frage blieb unbeantwortet, ebenso wie die meisten anderen. Auf eine Frage hin versuchte ich immerhin zu begründen, warum Popsänger mehr Geld verdienen als Krankenschwestern. Ich stützte meine Argumentation auf die Tatsache, dass es für Popsän-

ger keinen gesetzlich festgelegten Mindestlohn gibt, aber ich habe meine Zweifel, ob ich sehr überzeugend war.

Die Vorbereitung auf das Bewerbungsgespräch in Balliol war eine nervenaufreibende Angelegenheit. Meine Haare waren sehr lang, mit reichlich Brillantine eingeschmiert und zu einer Teddy-Boy-Frisur gekämmt, mit einer Tolle über der Stirn. Meine Eltern bestanden darauf, dass ich sie mir schneiden ließ, und widerwillig ließ ich es geschehen. Ich hatte mich endlich durch die *Anatomy of Britain* durchgearbeitet und kämpfte nun, wiederum auf Anraten des Rektors, mit Hemingways *Der alte Mann und das Meer*. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die einzigen Werke klassischer oder zeitgenössischer Literatur, die ich gelesen hatte (wenn man die von Leslie Charteris und Edgar Wallace außer Acht lässt) *Oliver Twist* und *Julius Caesar* gewesen, die zum Englischlehrplan gehörten, und *Lady Chatterly's Lover* – das nicht dazu gehörte. In Physik hatte ich noch nichts gelesen, das über Leistungskursniveau hinausging, und mir graute davor, dass man mich über die Relativitätstheorie oder Quantenmechanik abfragen könnte, die ich beide bis heute nicht völlig verstanden habe.

Der alte Mann und das Meer wurde beiseitegelegt, als der Zug von Bridgend nach Oxford Cardiff erreichte; ich machte es mir im Büfettwagen gemütlich und trank eine Dose Bier nach der anderen. In Didcot musste ich umsteigen. Mir gegenüber saß ein Mann, der ein Paar Handschellen hielt. Zum ersten Mal sah ich die verträumten Türmchen Oxfords.

Einige Stunden später wartete ich im Balliol College vor der Tür des Zimmers, in dem die Gespräche stattfanden. Ein weiterer Kandidat wartete ebenfalls. Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

»Hallo, ich heiße Howard.«

Er schaute etwas verwirrt und legte seine Hand in meine, als erwartete er, dass ich sie küsste.

»Von welcher Schule kommst du?«, fragte er.

»Garw.«

»Wie?«

»Garw.«

»Wo ist das denn?«

»Zwischen Cardiff und Swansea. In der Nähe von Bridgend.«

»Entschuldige, ich kann dich nicht verstehen.«

»Glamorgan«, sagte ich.

»Ach so, Wales«, antwortete er verächtlich.

»Von welcher Schule kommst du denn?«, fragte ich.

»Eton«, sagte er und betrachtete den Fußboden.

»Wo ist das denn?«, konnte ich mir nicht verkneifen zu fragen.

»Die Schule natürlich! Eton! Die Schule!«

»Ja, ich hab davon gehört, aber wo ist die eigentlich?«

»Windsor.«

Der Etonianer wurde zuerst hereingerufen, und ich presste das Ohr an die Tür und hörte seine lange, in wohlgesetzte Worte gefasste Rede über seine diversen sportlichen Erfolge. Mir wurde etwas mulmig. Ich war zwar ein begeisterter Rugbyfan, hatte aber, seit ich zwölf war, keinen Sport mehr getrieben. Damals wurde ich versehentlich ausgewählt, um als Stürmer in zweiter Reihe für das B-Team der Schule zu spielen. Meine Zuversicht, dieses Gespräch erfolgreich hinter mich zu bringen, verflüchtigte sich.

Nach etwa zwanzig Minuten öffnete sich die Tür, der Etonianer kam heraus und die imposante Gestalt des altgriechischen Historikers Russell Meiggs füllte den Türrahmen. Er hatte wunderbares, schulterlanges, graumeliertes Haar, und

ich bereute jetzt, dass ich der Forderung meiner Eltern nach einem Besuch beim Frisör vor meiner Abreise aus Wales nachgegeben hatte. In Russell Meiggs Gegenwart fühlte ich mich richtig wohl, und wir redeten eine ganze Weile über die walisischen Kohlengruben, das nationale Rugbyteam und das walisische Kunstfestival Eisteddfod. Ich brachte ihn einige Male zum Lachen, und das Gespräch ging wie im Fluge vorbei. Das darauffolgende Gespräch über Physik hingegen war eine viel ernstere Angelegenheit, und mir wurde bald bewusst, dass ich mich hier nicht hindurchscherzen konnte. Glücklicherweise bezogen sich die Fragen alle auf Themen, die in der Schule durchgenommen worden waren. Für die Nacht hatte ich mich gleich nach meiner Ankunft am Bahnhof von Oxford in einem Bed-and-Breakfast in der Walton Street einquartiert. Als ich die Gespräche hinter mir hatte, tauschte ich dort eiligst meinen ordentlichen Anzug gegen mein Teddy-Boy-Outfit aus und begab mich auf direktem Weg in die nächste Kneipe, um mich dumm zu trinken.

Einige Monate später wurde ich erneut nach Balliol zitiert. Diesmal ging es um die Prüfungen für die Aufnahme und die Stipendien. Sie waren über mehrere Tage verteilt, und wir sollten in dieser Zeit im College wohnen. Ich hatte meinen Eltern ausführlich Russell Meiggs' Frisur beschrieben, doch es hatte nichts genutzt: Wieder musste ich mir die Haare schneiden lassen.

In Balliol angekommen, gesellte ich mich zu den anderen Bewerbern in den Gemeinschaftsraum. Der Etonianer war nicht zu sehen. Ich war schüchtern und zurückhaltend. Jedes Mal wenn ich versuchte, mich mit jemanden zu unterhalten, wurde ich wegen meines walisischen Dialekts verspottet. Schließlich redete ich mit einem Jungen aus Southhampton, der auch von einer Grammar School kam. Er wollte auch

Physik studieren und fühlte sich anscheinend ebenso fehl am Platz wie ich. Sein Name war Julian Peto, und er ist heute noch mein absolut bester Freund. Jeden Morgen und Nachmittag besuchten wir pflichtbewusst die Prüfungsveranstaltungen, und jeden Abend waren wir ebenso pflichtbewusst gnadenlos besoffen. Irgendwie überstand ich noch die restlichen Gespräche und fuhr schließlich wieder nach Hause, ohne weitere Freundschaften geschlossen zu haben und ohne zu erwarten, Oxford jemals wiederzusehen.

In der ersten Dezemberhälfte 1963 erreichte mich ein Brief aus Balliol in meinem Zuhause in Wales. Ich gab ihn ungeöffnet an meinen Vater weiter. Der glückliche Ausdruck auf seinem Gesicht, als er ihn las, verriet mir den Inhalt. Im Gegensatz zu dem, was in den Siebzigern und Achtzigern in vielen Zeitungen zu lesen war, hatte ich kein Stipendium bekommen. Aber ich hatte einen Studienplatz.

Die Neuigkeit, dass ich mit meiner Bewerbung an der Oxford University Erfolg gehabt hatte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Kenfig Hill. Balliol College hatte gerade bei der sehr anspruchsvollen Quizsendung *University Challenge* gewonnen, wodurch die Ehrfurcht und der Respekt, mit denen man mir begegnete, noch erhöht wurden. Ich konnte nicht mehr die Straße entlanggehen, ohne von jedem, den ich traf, beglückwünscht zu werden. Ich wurde zum obersten Aufsichtsschüler in Garw ernannt. Mein Erfolg stieg mir gründlich zu Kopfe, und in gewissem Maße profitiere ich heute noch davon. Den Rest des Jahres verbrachte ich damit, mich im Glanz meiner überraschenden Leistung zu sonnen. Ich hielt in den Medien nach irgendwelchen Erwähnungen von Balliol Ausschau, fand aber nur einen Artikel. Er war über die neue Mode des Marihuanarauchens in Balliol, ein Thema, von dem ich noch überhaupt nichts wusste, und über die

Besorgnis des Rektors von Balliol, Sir David Lindsay Keir, dass der Konsum von Marihuana faul mache.

Bevor ich als Erstsemester oder ›Freshman‹ nach Balliol ging, mussten noch einige Anschaffungen getätigt werden, die in Schreiben von Tutoren und Funktionären des College angeraten worden waren. Darunter befanden sich ein Kabinenkoffer, ein Schal in den Farben des College, einige Bücher und ein Talar (kurz). In Begleitung meiner Eltern, die sehr stolz auf mich waren, verbrachte ich einige Tage in Oxford, um diese Dinge zu kaufen. Wir besuchten natürlich auch Balliol College, doch bis auf ein paar amerikanische Touristen, die mit unverhohlener Enttäuschung auf die Gartenanlage starrten, war es öde und verlassen. All unsere Einkäufe wurden sorgfältig in dem großen Koffer verstaut, mit Ausnahme des Schals, den ich behielt, weil ich mir durch ihn bei meiner Tramptour durch Europa größere Chancen ausrechnete.

Anfang Oktober 1964 begann für mich das Studentenleben in Balliol. Ich bekam ein kleines, düsteres Zimmer im Erdgeschoss zugewiesen, mit Blick auf die Straße St. Giles, in das die Passanten hineinschauen konnten. Noch nie hatte ich so lauten Verkehrslärm in einem Schlafzimmer erlebt wie dort, und das Fenster bot mir die erste, wenn auch leider nicht die letzte Gelegenheit, die Außenwelt durch Gitterstäbe hindurch zu betrachten. Ein älterer Herr mit weißem Jackett klopfte an die Tür, öffnete sie und sagte: »Ich bin George, Ihr Scout.«

Niemand hatte mich darüber aufgeklärt, dass es so etwas wie Scouts gab, und ich hatte keine Ahnung, was dieser freundliche Herr wollte. Mein erster Gedanke war, dass er etwas mit sportlichen Aktivitäten zu tun haben könnte.

George und ich unterhielten uns ausgiebig miteinander, und er erklärte, dass es zu seinen Aufgaben gehörte, mein Bett zu machen, mein Zimmer aufzuräumen und mein Ge-

schirr zu spülen. Das fand ich äußerst erstaunlich. Bis dahin hatte ich noch nie in einem Restaurant mit Kellner gegessen, noch nie hatte jemand mein Gepäck für mich getragen, und ich hatte noch nie in einem Hotel übernachtet.

Beim Abendessen im Speisesaal war ich nervös. Ich wusste nicht, worüber ich mich unterhalten sollte, und befürchtete, durch schlechte Tischmanieren aufzufallen. Ich kam mir völlig fehl am Platz vor und war ziemlich unglücklich, doch Julian Peto, der ein Stipendium bekommen hatte, zog mich immer wieder hoch.

In der Stadthalle fand eine Art Messe für die Erstsemester statt. Julian und ich gingen hin, um zu sehen, was angeboten wurde. Keiner der verschiedenen Vereine und Klubs interessierte uns. Drei hübsche Mädchen sprachen uns an und fragten, ob wir nicht der *Oxford University Conservative Association* beitreten wollten. Julian, der der Anti-Atomwaffenbewegung CND angehörte und überzeugter Sozialist aus humanistischem Elternhause war, ging angewidert weiter. Ich zögerte, von weiblichem Charme betört. Um diese angenehme Begegnung zu verlängern, trat ich der Organisation bei und zahlte auch einige Shilling für dieses Privileg. Meine Eltern waren fuchsteufelswild, als sie später von diesem Verrat erfuhren. Ich ging zu keinem Treffen der Vereinigung und sah die drei schönen Mädchen nie wieder. Diese unbedachte Dummheit hatte wahrscheinlich nur eine spätere Auswirkung: Ich nehme an, dass meine in den Akten verzeichnete Mitgliedschaft mitverantwortlich dafür war, dass ich als Agent vom MI6 angeworben wurde, dem britischen Geheimdienst.

Ich schlenderte zur Oxford Union weiter. Einige Monate zuvor war ich bei einem Ball der *Swansea University Union* gewesen und ging deshalb davon aus, dass Action, Rockmu-

sik, Besäufnisse und Sex am ehesten in der Union zu finden sein würden. Ich zahlte ungefähr elf Pfund für eine lebenslange Mitgliedschaft und hatte seitdem nichts mehr mit ihr zu tun. Meine lebenslange Mitgliedskarte trug ich jedoch im Geldbeutel mit mir herum, bis die amerikanische *Drug Enforcement Administration* sie 1988 konfiszierte.

Die Physiktutorien, zu denen ich erscheinen musste, waren bemerkenswert einfach, und ich kam gut mit. Als mir klar wurde, dass die Studenten in keiner Weise verpflichtet waren, Vorlesungen zu besuchen, ließ ich es bleiben. Von Physikstudenten wurde jedoch erwartet, unverschämt viel Zeit in den Clarendon Laboratories mit schier endlosen Reihen hirnloser Versuche mit Pendeln, Linsen und Widerständen zu verbringen. Diesen Teil des Studiums konnte ich nicht ausstehen, und bald ging ich auch dort nicht mehr hin.

Obwohl ich mit den anderen Physikstudenten (außer natürlich mit Julian Peto) wenig bis gar nichts gemein hatte, hatten sie nichts gegen mich. Die anderen Erstsemester in Physik benahmen sich mir gegenüber höflich und schienen meinen walisischen Tonfall jetzt zu verstehen. Nach und nach lernte ich Studenten von Balliol kennen, die nicht an der naturwissenschaftlichen Fakultät studierten, und kam zu der Überzeugung, dass die Geisteswissenschaftler, insbesondere die Historiker und die Philosophen, ein wesentlich interessanteres und nonkonformistischeres Völkchen als die Physiker waren. Einige von ihnen hatten sogar lange Haare und trugen Jeans. Bald fingen wir an, einander zu grüßen.

Meine erotischen Abenteuer beschränkten sich auf Frauen, die nicht an der Uni waren. Ich ging davon aus, dass Studentinnen einfach nicht der Typ Mädchen waren, die mit mir oder sonst jemand ins Bett gingen. Diese lächerliche Annahme beruhte auf den Erfahrungen meiner Jugend in den wali-

sischen Kohlegegenden, wo es überhaupt keine Überschneidung gab zwischen Mädchen, die studierten, und Mädchen, die ›es taten‹. Diejenigen, die ›es taten‹, waren allesamt so früh wie möglich von der Schule abgegangen und arbeiteten gewöhnlich bei Woolworth's, in Wettbüros oder in der Fabrik. Deshalb begannen auch in Oxford meine Bettbeziehungen zunächst im Woolworth's am Cornmarket oder mit einem zufälligen Kennenlernen auf der Straße. Letzteres schien am häufigsten mit ausländischen Mädchen zu klappen, die Ausbildungen zur Sekretärin oder als Krankenschwester machten. Die Illusion, dass Karrierefrauen keinen Sex hatten, wurde weiter gefestigt.

Etwa in der Mitte meines ersten Semesters hing eine Mitteilung aus: ›Die folgenden Herren werden dem Rektor am ... Referate zum Thema des Bevölkerungsproblems vortragen.‹ Darunter stand mein Name und noch sechs andere, die ebenfalls mit L, M oder N begannen. Ich hörte zum ersten Mal, dass es ein Bevölkerungsproblem gab. Wir hatten ungefähr eine Woche Zeit, und ich war sehr nervös. Ich lieh mir eiligst einige Bücher aus der Bibliothek und kopierte schamlos lange Ausschnitte. Irgendwer erzählte mir, dass Sir David Lindsay Keir, der Rektor von Balliol, diese Referate dazu nutzte, herauszufinden, wie viel Sherry die Erstsemester vertrugen. Das beruhigte mich ein bisschen.

Glücklicherweise gehörte ich nicht zu den dreien, die ihr Referat halten mussten. Ich trank Unmengen von Sherry und unterhielt mich lange mit Sir David über die Ursprünge und die grammatikalischen Eigenheiten des Walisischen. Er war der Überzeugung, dass das Walisische eine rein keltische Sprache sei, mit ähnlicher Grammatik wie das Gälische und das Bretonische. Ich hingegen behauptete, dass das ursprüngliche Walisisch eine präkeltische Sprache sei, die

einige einzigartige grammatikalische Züge aufweise. Einige Wochen später gab er zu, dass ich möglicherweise Recht hätte. Bis zum Zeitpunkt unseres Gesprächs war Sir David auch die (zugegebenermaßen umstrittene) Tatsache nicht bewusst gewesen, dass Amerika im Jahre 1170 n. Chr. von Prinz Madoc ab Owain Gwynedd entdeckt worden war und dass daraufhin die Padoucas-Indianer gewisse Elemente des Walisischen in ihre Sprache aufgenommen hatten. Er achtete darauf, dass mein Sherryglas immer gefüllt war, und lauschte interessiert meiner ausführlichen Wiedergabe dieser obskuren Geschichtstheorie.

Ebenfalls anwesend bei dieser Referatsstunde (in meinem Falle Nicht-Referatsstunde) waren die Erstsemester John Minford und Hamilton McMillan, die beide noch eine wichtige Rolle in meinem Leben spielen sollten. John Minford war auf Anhieb überzeugt, dass ich ein begabter Schauspieler sei, und überredete mich, der Theatergruppe von Balliol beizutreten. Hamilton McMillan kam Jahre später zu der Überzeugung, dass ich einen guten Spionageagenten abgeben würde und überredete mich, für den MI6 zu arbeiten. Es ist seltsam, wenn man es sich überlegt – hätte mein Name nicht mit M begonnen, hätte ich weder das gleißende Licht der Bühnenscheinwerfer noch die Aufmerksamkeit der Medien in aller Welt über mich ergehen lassen müssen.

Um mich für die Teilnahme an der Theatergruppe zu begeistern, bat mich John Minford, bei der Weihnachtsaufführung von *Domröschen*, einer Coproduktion der Colleges Balliol und Lady Margaret Hall, die Rolle des Ersten Proleten zu spielen. Es war nur eine kleine Rolle, die darin bestand, im richtigen Moment einige treffende Obszönitäten einzuwerfen, und ansonsten herumzuliegen und dabei irgendwie bedrohlich oder pervers verführerisch auszusehen. Ich war

einverstanden unter der Voraussetzung, dass Julian Peto überredet wurde, den Part des Zweiten Proleten zu übernehmen.

Durch meine Teilnahme an der Theatergruppe freundete ich mich schnell mit anderen Mitgliedern an, und bald wurde ich in eine größere Clique aufgenommen, die vor allem aus Studenten im zweiten Jahr bestand und als ›das Establishment‹ bekannt war. Auch Rick Lambert war dabei, heute der Herausgeber der *Financial Times*, und Chris Patten, bis 1997 amtierender Gouverneur von Hongkong. Wir tranken viel und hatten viel Spaß miteinander. Das ›Establishment‹ bildete außerdem den harten Kern der *Victorian Society*, der ich auch beitrug. Es war eine seltsame Vereinigung, das ist das Mindeste, was man darüber sagen kann, doch wieder war die wesentliche Anforderung, sehr viel zu trinken, diesmal Portwein, den ich noch nie probiert hatte. Jedes Mitglied der Society war verpflichtet, den anderen Mitgliedern ein viktorianisches Lied vorzutragen, und es musste bei jedem Treffen ein anderes sein. Nur mir wurde vom Vorstand gestattet, bei jedem Treffen dasselbe Lied zu singen. Ich wählte eine walisische Hymne, *Wele Cawson Y Messiah*.

Die Aufführung von *Dornröschen* lief gut, und danach gab es eine Party für die Mitwirkenden. Ich stellte mich ganz fürchterlich zur Schau, indem ich versuchte, Elvis Presley zu imitieren, als der Leadsänger der erfolgreichsten Rockband der Oxford University, The Blue Monk and his Dirty Habits, gerade eine Pause machte. Diesem Auftritt folgte meine erste Affäre mit einer Studentin, der traumhaft schönen Lynn Barber vom St. Anne's College. Erst mal keine Mädchen von Woolworth's mehr.

Das Zimmer neben meinem war weitaus größer und schöner als meines. Gelegentlich war ich dort zu Besuch, zusammen mit Joshua Macmillan (dem Enkel von Harold Macmil-

lan), der mit dem Bewohner sehr gut befreundet war. Aus irgendeinem Grund zog dieser aus, und ich übernahm das Zimmer.

Meine neuen Räumlichkeiten waren wesentlich besser dazu geeignet, Gäste zu empfangen. Ein paar Tage nachdem ich eingezogen war, schaute Joshua vorbei und bereitete mich darauf vor, dass ich wahrscheinlich oft mitten in der Nacht Besuch bekommen würde, vor allem an Wochenenden. Das lag daran, dass das Gitter vor dem Fenster entfernt werden konnte, wodurch man ohne Probleme auf die Straße gelangen konnte. Etwa ein Dutzend von Joshuas Freunden war in dieses Geheimnis eingeweiht, und sie wollten diese Möglichkeit gerne weiterhin nutzen. Das lose Gitter vereinfachte auch mir und meinen Freunden, die bald alle davon wussten, die nächtlichen Ausflüge. Mein Zimmer wurde zu einem beliebten nächtlichen Treffpunkt. Gelegentlich war es lästig, um vier Uhr morgens gestört zu werden, weil jemand hereingelassen werden wollte, doch lernte ich dadurch mehr abenteuerlustige Studenten Balliols und lockere Frauen kennen.

Am Anfang jedes Semesters gab es die »Collections«-Prüfung, anhand derer das Wissen aus dem letzten Semester geprüft wurde. Die Prüfungsunterlagen lagen wahrscheinlich im Büro eines der Physiktutoren herum. Vorher schon einen Blick darauf zu werfen, würde das Problem lösen, bei der Prüfung gut abzuschneiden. Dazu musste man natürlich in die Büros einbrechen und heimlich in den Schreibtischen der Tutoren herumstöbern. Einige Tage vor Anfang des zweiten Semesters startete ich einen Erkundungsgang zu den Büros von Dr. P. G. H. Sandars und Dr. D. M. Brink. Sie waren verschlossen, aber das Zimmer von Dr. Sandars lag im Erdgeschoss. Gegen drei Uhr in der nächsten Nacht schlich ich über das verlassene Collegegelände, öffnete das Fenster

und machte mich mithilfe einer am Nachmittag gekauften Taschenlampe daran, Dr. Sandars Schreibtisch zu durchsuchen. Nach etwa einer halben Stunde gab ich auf. Es waren keine Collectionspapiere zu finden. Es schien recht ungefährlich, durch die Gegend zu schleichen, und so beschloss ich, auch Dr. Brinks Zimmer einen Besuch abzustatten. Es lag auch im Erdgeschoss, doch das Fenster war unzugänglich und fest verschlossen. Ich trieb mich herum und überlegte, wie ich in Dr. Brinks Zimmer gelangen konnte. Ich war mir sicher, dass die gesuchten Unterlagen sich dort befanden. Mir fiel ein, dass Wally, der korrupte Nachtpförtner, in seinem Häuschen vermutlich Zweitschlüssel zu allen Zimmern aufbewahrte. Ich schlenderte über den Hof zu meinem Zimmer, stieg durch das Fenster auf die Straße hinunter, ging zum Pförtnerhäuschen und bat Wally, mich hereinzulassen. Ich erzählte ihm, ich hätte mich ausgeschlossen, und mein Schlüssel sei noch in meinem Zimmer. Er fragte nach meiner Zimmernummer, und ich sagte ihm die von Dr. Brink. Er gab mir dessen Schlüssel und bat mich, ihn wiederzubringen, wenn ich meinen eigenen geholt hätte. Ich lief zu Dr. Brinks Zimmer, schloss die Tür auf, sah sofort den Stapel Prüfungspapiere, nahm eines, und gab dem dankbaren Wally den Schlüssel und – nicht zum ersten Mal – eine Half-Crowne Trinkgeld. Ich bestand die Prüfung mit Bravour.

Die Studenten der niedrigeren Semester an Balliol sprachen oft von einem Kerl namens Denys Irving, der aus Oxford relegiert worden war und die Zeit seiner Verbannung sinnvollerweise mit Reisen in exotische Länder verbracht hatte. Vor kurzem war er von seinen Entdeckungsreisen zurückgekehrt und wollte nun, obwohl es verboten war, seine Freunde in Oxford besuchen. Ich sollte ihn auch kennenlernen. Denys hatte

Kif mitgebracht, Marihuana aus Marokko. Bis dahin hatte ich nur gerüchtehalber gehört, dass an der Uni Drogen genommen wurden, und wusste, dass Marihuana bei den westindischen Gemeinschaften in England, bei Jazzern, amerikanischen Beatniks und der neuen intellektuellen Welle der Angry Young Men recht beliebt war. Ich hatte aber keine Ahnung, wie Marihuana wirkte, und nahm mit begeistertem Interesse meine ersten Züge von dem Joint, den mir Denys anbot. Die Wirkung war erstaunlich sanft, hielt aber sehr lange an. Schon nach wenigen Minuten fühlte ich Schmetterlinge im Bauch, jedoch ohne der gewöhnlich damit verbundenen Angst. Daraufhin hatte ich Lust zu lachen, und das meiste der Unterhaltung meiner Freunde schien mir komisch genug dafür. Dann wurde ich mir der Musik sehr bewusst (es lief gerade *Please Please Please* von James Brown), und der ästhetischen Qualitäten meiner näheren Umgebung. Alle diese Erfahrungen waren völlig neu und überaus angenehm. Als Nächstes fühlte ich, wie sich die Zeit verlangsamt. Schließlich bekam ich Hunger, wie alle anderen, und wir fielen in die Lokalität ein, die später das französische Restaurant ›Sorbonne‹ werden sollte, damals aber noch das ›Moti Mahal‹ war – und in einer Straße liegt, die den treffenden Namen ›The High‹ trägt. Es war meine erste Erfahrung mit indischem Essen, doch sie genügte, um mich für den Rest meines Lebens süchtig zu machen.

Nach zahllosen Bhajias, Kormas, Pilaos, Do-Piazzas und anderen Currys ließ die Wirkung des Marihuanas schließlich nach, und ich lud die ganze Versammlung in mein Zimmer ein, wo wir noch diverse Joints rauchten und Doowop aus meinem eher antiquierten Kassettenrekorder hörten. Einer nach dem anderen driftete weg.

Am Tag darauf hatte George frei. Er wurde von einem Scout vertreten, der seine liberale Einstellung zu den Vorkommnis-

sen in den Studentenbuden nicht teilte und der beim Anblick des Schlachtfeldes, das mein Zimmer darstellte, drohte, es dem Dekan zu melden. Meine neuen Freunde beschlossen, mein Zimmer für diesen Tag zu ihrem Hauptquartier zu ernennen. Sie luden weitere Freunde aus ganz Oxford ein, sich uns anzuschließen. Einer kam mit einem Plattenspieler und einer Kiste Schallplatten. Andere brachten verschiedene Sorten Marihuana und Haschisch mit. Den ganzen Tag dröhnte Musik von den Rolling Stones und Bob Dylan, und Cannabisrauch wallte in die Straße und über den elisabethanischen Teil des hinteren Hofes von Balliol. Am frühen Abend kehrte Denys Irving nach London zurück, und das ›Happening‹ klang langsam aus.

Am nächsten Tag starb Joshua Macmillan an einer Blockierung der Atemwege infolge einer Überdosis Valium und Alkohol. Ich sah, wie sein Körper die Treppe hinuntergetragen wurde. Es war die erste Leiche, die ich in meinem Leben sah. Joshuas Tod war außerordentlich tragisch. Es wurde gemunkelt, er hätte Selbstmord begangen, doch passte das überhaupt nicht zu seinem Benehmen in der letzten Zeit. Er hatte in der Schweiz eine Entziehungskur für Heroin gemacht und hatte behauptet, clean zu sein. Außerdem hatte er beteuert, Barbiturate und Alkohol nur dann zu nehmen, wenn kein Marihuana aufzutreiben war. Joshua und ich waren keineswegs eng befreundet gewesen, wir waren einfach nur Bekannte. Trotzdem hinterließ sein Tod einen tiefen Eindruck und veranlasste mich dazu, meine Einstellung zum Drogenkonsum sorgfältig zu überdenken.

Kurz nach Joshuas Tod fand ich in meinem Briefkasten die Botschaft, mich so bald wie möglich beim Dekan, Francis Leader McCarthy Willis Bund, zu melden. Er kam sofort auf den Punkt. Aufgrund von Joshuas Tod würde es vonsei-

ten der Polizei und der Proctoren (Disziplinarbeamte der Universität) Ermittlungen über den Drogenkonsum an der Hochschule geben, wobei der Schwerpunkt der Untersuchungen in Balliol liegen würde. Der Dekan hatte auf eigene Faust eine Voruntersuchung begonnen, und er hatte seine Gründe (nämlich Informationen von Georges Vertreter), zunächst mir einige Fragen zu stellen. Nahm ich Drogen? Wer sonst noch? Wo geschah das? Ich erklärte, dass ich einige Male Marihuana geraucht hatte, aber keine Namen von anderen nennen würde, die vielleicht auch schon geraucht hätten. Der Dekan schien sehr erleichtert, dass ich mich weigerte, andere Namen zu nennen. Ich sehe heute noch den Ausdruck auf seinem Gesicht vor mir, und es hat mir seitdem durch viele unangenehme Verhöre geholfen. Er beendete die Unterredung mit der Bitte, ich solle mit meinen Bekannten reden, die Marihuana rauchten, und sie überzeugen, es nicht auf dem Collegegelände zu tun.

Am nächsten Wochenende wurde in der *Sunday Times* ein Artikel unter der Überschrift ›Geständnisse eines Oxforder Drogensüchtigen‹ veröffentlicht. Es handelte sich im Wesentlichen um ein Interview mit einem von Joshuas Freunden. In einigen anderen Zeitungen erschienen Artikel mit ähnlichen Themen, nachdem die Uni von Journalisten überrannt worden war, die über den Tod des Enkels von Ex-Premierminister Harold Macmillan schreiben wollten. Selbst die straightesten Studenten gaben sich alle erdenkliche Mühe, vor den Reportern mit ihren Kontakten zur Oxforder Drogenkultur zu kokettieren. Überall wimmelte es plötzlich von Kiffern, und es wurde als ziemlich uncool angesehen, keiner zu sein. Da ich zufälligerweise mit Drogen in Kontakt gekommen war, bevor sie zum nationalen Thema wurden (wenn auch nur wenige Tage vorher), wurde ich als einer der Pioniere betrachtet. Ich tat ab-

solot nichts, um diesen falschen Eindruck zu berichtigen. Von daher überraschte es niemanden (außer mich, ein bisschen), dass ich ›in einer vertraulichen Angelegenheit‹ vor den Proctoren erscheinen sollte. Ich holte mir sofort den Rat des Dekans ein, der langsam begann, sich Sorgen um all die ungewollte Aufmerksamkeit zu machen, die Balliol zuteilwurde. Ich war sehr lange in seinem Zimmer, ich muss ihm wohl meine ganze Lebensgeschichte erzählt haben. Während unseres Gesprächs begann ich, ungeheuren Respekt und Sympathie für ihn zu empfinden, und er schien mich auf väterliche Art und Weise zu mögen. Er erzählte einiges aus seinem Leben und betonte dabei besonders, dass er auch schon als Proctor gearbeitet hatte und dass dies meistens sehr unangenehme Leute waren. Er empfahl mir, mich ihnen gegenüber genauso zu verhalten wie zu ihm, als er mich befragt hatte.

Ich ging zum Büro der Proctoren. Der ranghöhere von den beiden hieß David Yardley und war ein ernster Mann, der sich benahm, als leitete er ein polizeiliches Verhör. Ich verweigerte jegliche Antwort mit der Begründung, dass es gegen meine moralischen Prinzipien verstoße, andere Leute zu belasten. Mit den Worten »Sie werden noch von uns hören« wurde ich entlassen.

Ich verließ das Gebäude und traf draußen auf den Dekan, der auf mich wartete. Er fragte: »Und, haben Sie diesem verruchten Gespann die Stirn geboten?«

Ich erzählte ihm, dass ich das zwar getan hatte, dass ich mir aber Sorgen machte, dass sie mich für mein Schweigen bestrafen könnten. Der Dekan beruhigte mich und meinte, wenn sie das versuchten, dann müssten sie seine Kündigung hinnehmen. Ich glaubte ihm, und von diesem Tag an verband uns eine tiefe Freundschaft.

Ich beschloss, ein engagierter Beatnik zu werden – das

Wort ›Hippie‹ war noch nicht erfunden worden. Ich hörte auf, Brillantine zu verwenden, und ließ meine Haare lose auf die Schultern fallen. Röhrenhosen wurden durch ausgefrans-te Jeans ersetzt, spitze Elvis-Schuhe durch spanische Lederstiefel, die lange Jacke mit Samtkragen durch eine kurze aus Jeansstoff und der weiße Regenmantel durch einen aus Schafsfell. Ich rauchte so viel Marihuana, wie ich kriegen konnte, las Kerouac, hörte Bob Dylan und Roland Kirk und sah französische Filme, die ich nicht verstand. Abgesehen davon, dass ich immer noch der Arbeit aus dem Weg ging und noch immer viel Kontakt zu Mädchen hatte, schien sich mein Leben von Grund auf verändert zu haben.

Am elften Juni 1965 fuhren einige von uns nach London zur Wholly Communion in der Royal Albert Hall. Es handelte sich dabei um eine moderne Dichterlesung, bei der Allen Ginsberg, Lawrence Ferlinghetti, John Esam, Christopher Logue, Alexander Trocchi und andere berühmte Dichter auftraten. Sie lockte das größte Publikum nach London, das eine Lesung in England je gehabt hatte, und wurde das erste richtig große ›Happening‹. Peace and Love, Joints rauchen und sich lieben. Eine neue Generation war im Entstehen, und ich wollte dazugehören.

Während der sehr langen Sommerferien in Oxford tramp-te ich ziellos in dreckigen Klamotten durch England und Europa und fühlte mich irgendwie *on the road*. Ich kam auch nach Kopenhagen, wo mir das Geld ausging. Zum Glück hatte ich mich mit einigen Mitgliedern einer dänischen Rock-and-Roll-Band angefreundet, die mich netterweise ein paar-mal singen ließen, so dass ich genug Geld verdienen konnte, um das Land zu verlassen. Auf dem Rückweg nach England kam ich durch Hamburg, wo mein Freund Hamilton McMillan wohnte. Mac hatte mir seine Adresse gegeben, und ich

rief ihn von einer finsternen Kneipe auf der Reeperbahn aus an. Ich hatte den Star Club gesucht, in dem die Beatles entdeckt worden waren. Mac freute sich riesig, von mir zu hören, bestand darauf, dass ich ein paar Tage bei ihm wohnte, und kam mich abholen.

Mac hatte zwar nicht erwartet, dass ich wie ein feiner Herr aussehen würde, war aber trotzdem sichtlich schockiert über mein abstoßendes, schlampiges, zotteliges, langhaariges, schmutziges Äußeres. Zudem brachte es ihn ein wenig aus der Fassung, dass mich eine stetig wachsende Traube neugieriger und schaulustiger Hamburger umstand, die mich degeneriertes Exemplar der Gattung Mensch unverhohlen anstarrte. Der Gedanke daran, wie wir im Haus seiner Eltern empfangen werden würden, machte ihn verständlicherweise nervös. Wir tranken ein paar Biere und er erholte sich langsam von seinem Schreck. Er vertraute darauf, dass seine Eltern, wenn sie mich erst gesehen hätten, ihn nicht mehr wegen seiner Koteletten nerven würden, die ihren Namen übrigens völlig zurecht trugen: Sie hatten die Größe und Form von Lammkoteletts. Es stellte sich heraus, dass seine Eltern ganz außerordentlich großzügige und gastfreundliche Leute waren, wobei wir dem mit einem ausgiebigen heißen Bad und einer schnellen Wäsche meiner dreckigsten Klamotten aber auch etwas nachgeholfen hatten. Es war eine prima Zeit bei Mac. Es machte ihm Spaß, seinen Freunden meine schulterlangen Haare zur Schau zu stellen, und mir machte es Spaß, so zur Schau gestellt zu werden. Unsere Freundschaft wurde gefestigt, und wir blieben befreundet, bis der britische Geheimdienst und die Zoll- und Steuerbehörden unser enges Verhältnis beendeten.

Ungefähr zwei Wochen lang schlief ich im Freien vor dem Shakespeare Memorial Theatre in Stratford-on-Avon, dem

Geburtsort Shakespeares. Somit stand ich immer als Erster in der Schlange, wenn die Kasse öffnete und die vierzig Karten verkauft wurden, die sie immer bis zum Tag der Aufführung zurückbehielten. Ich kaufte täglich vier Eintrittskarten, mehr durften nicht an eine Person ausgegeben werden. Eine behielt ich für mich, da ich mittlerweile ein echter Fan von Shakespeare geworden war, zwei verkaufte ich zu wahnsinnig überteuerten Preisen an amerikanische Touristen, und eine verschenkte ich oder verkaufte sie sehr billig, an irgendeine attraktive Frau, die alleine da war. Wegen der Sitznummern auf unseren Karten saß sie während der Vorstellung natürlich neben mir, und es war einfach, ein Gespräch zu beginnen. Ich fragte mich, ob andere Leute auch solche Spielchen spielten.

Auf meinen Touren sammelte ich unterschiedlichsten Ethnomüll zusammen, präventöse Kunstwerke, sinnlosen Nippes und anderen Hippiekram, mit dem ich mein Zimmer am College schmücken wollte. Darunter befand sich auch ein etwa siebenunddreißig Quadratmeter großes Netz, mit dem man Obstbäume vor Vögeln schützte, ein Schild mit der Aufschrift ›Vorsicht, Schlauch‹, ein sehr großes Poster von Cezanne und mehrere Rollen Alufolie. Ich hing das Netz an die Zimmerdecke, tapezierte die Wände mit Alufolie und nagelte das Poster auf den Fußboden. In strategisch günstige Ecken kamen Lampen aus Orangenkisten, in die schwache, gefärbte Glühbirnen montiert waren, und mein neuer Plattenspieler wurde angeschlossen, mit zusätzlichen Lautsprechern entlang der Wände. Alle und jeder waren in meinem Zimmer willkommen, und ihre Freunde, Platten, alkoholischen Getränke und Haschisch- und Marihuanavorräte durften sie auch gerne mitbringen. Bald war in meinem Zimmer eine ständige Party zugange, immer dröhnte Musik, und dichte Wolken Marihuanarauchs wallten aus Fenstern und Türen. Ich

verabschiedete mich von sämtlichen Collegeaktivitäten und verließ kaum noch das Zimmer, außer um in Georges Arbeitercafé am Markt zu Mittag oder im Moti Mahal in The High zu Abend zu essen.

Der Ruf dieser von der Universität und dem College geschützten Kifferoase verbreitete sich rasch nah und fern. Gelegentliche Gaststudenten von der Sorbonne oder aus Heidelberg schauten vorbei, ebenso manchmal ein Mitglied der noch embryonischen Londoner Undergroundbewegung. Marty Langford, der jetzt Kunst studierte, und ein paar andere Freunde aus Kenfig Hill waren mal da. Selbst John Esam, einer der Beat-Dichter, die an der Wholly Communion in der Royal Albert Hall teilgenommen hatten, beehrte uns mit seiner Anwesenheit. Er stand plötzlich unangemeldet in meinem Zimmer und bot mir LSD an, von dem ich noch nie gehört hatte. Es war in Zuckerwürfeln dosiert, von denen jeder mit einem Tropfen versehen worden war. Jedes behandelte Stück Würfelzucker sollte drei Pfund kosten. John Esam erzählte mir, es wirke wie Haschisch, nur unendlich viel stärker, und sei absolut legal. In beiden Fällen sagte er die Wahrheit. Ich kaufte ein paar Würfel und hob sie für einen anderen Tag auf. Ich fragte bei meinen Freunden herum. Einige hatten von LSD gehört, doch niemand hatte es probiert oder kannte jemanden, der es ausprobiert hatte. Es war alles sehr mysteriös. Irgendjemand sagte, LSD sei wie Meskalin, über das Aldous Huxley geschrieben hatte. Jemand anderes sagte, dass ein Wissenschaftler an Harvard, Timothy Leary, mit LSD experimentiert und darüber geschrieben habe.

Ungefähr eine Woche später lud mich Frances Lincoln, eine lebhaft Studentin vom College Somerville, zu sich zum Tee ein. Eine äußerst seltsame Eingebung sagte mir, dass es ein guter Moment sei, den Würfelzucker zu probieren, und

etwa eine Stunde vor meiner Verabredung aß ich einen. Bis ich Balliol verließ, hatte sich noch keine erkennbare Wirkung eingestellt, und als ich in Somerville ankam, war ich der Überzeugung, dass ich beim Kauf dieser angeblichen Wunderdroge gründlich über den Tisch gezogen worden war. Ich hatte mein Teestückchen zur Hälfte gegessen, als die Wirkung urplötzlich einsetzte. Die Bilder an den Wänden wurden lebendig, die Blumen in den Vasen atmeten schwer und rhythmisch, und die Platte von den Rolling Stones, die gerade lief, klang wie ein Händelscher Himmelschor, der von afrikanischen Eingeborenentrommeln begleitet wurde. Es war unmöglich, Frances zu beschreiben, was sich in meinem Kopf abspielte, aber sie zeigte sich immerhin höflich interessiert an meinen Erklärungsversuchen. Als die vier Beatles auf dem Cover von *Please Please Me* aufsprangen und begannen, ihre Instrumente zu spielen, fand ich, dass ich besser gehen sollte. Frances brachte mich nach Balliol zurück und setzte mich an der Pforte ab. Ich wanderte benommen und kichernd über die Höfe und durch den Gemeinschaftsraum. Meine Kommilitonen waren es gewohnt, mich in verschiedenen Stadien der Breitheit anzutreffen; ich glaube kaum, dass mein Zustand Anlass zu Sorge gab. Gegen Mitternacht, gut acht Stunden, nachdem ich das Zuckerstück genommen hatte, ließ die Wirkung langsam nach, und ich ging ins Bett.

Während der nächsten Wochen, die ich teils in Oxford, teils in Wales verbrachte, verzehrte ich die restlichen Würfelzucker. Einige Freunde schlossen sich den Experimenten an. John Esam kam wieder vorbei, und ich kaufte neuen Würfelzucker. Nach einem davon kam ich auf das, was inzwischen als ›Horrortrip‹ bekannt ist. Es ist schwer zu beschreiben. Anstatt dass die LSD-Erfahrung als amüsanter, interessanter, zu Gedanken anregender Zustand von unmittelbarem Zen emp-

funden wird, angereichert mit diversesten angenehmen und wundersamen Halluzinationen, wird sie erschreckend ernst; man durchlebt unmittelbar eine Psychose. Blumen atmen nicht mehr sanft. Sie verwandeln sich in Werwölfe oder Fleder-mäuse. Die Halluzinationen werden zu bedrohlichen Dä-monien. Es war gar nicht komisch; ich wurde ungewöhnlich deprimiert und machte mir trübe Gedanken über den Sinn des Lebens, seine Nichtigkeit und meine Identität. Die schlimmen Trips an sich hörten zwar nach der üblichen Zeit auf, doch ihre Wirkung hielt an. Ich war überzeugt, dass ich diese Probleme nur lösen konnte, indem ich weiter LSD nahm und mit dem, was mich verstörte, fertigwurde. Das klappte nicht. Die ›Horrors‹ kamen wieder, jedes Mal anders. Zwischen den Acidtrips las ich alles, von dem ich dachte, dass es irgendwas mit LSD-Erfahrungen zu tun hatte: *Himmel und Hölle*, *Die Pforten der Wahrnehmung* und *Eiland* von Aldous Huxley, *Das tibetanische Totenbuch*, herausgegeben von Evan-Wentz, *Drugs of Hallucination* von Sydney Cohen und *The Psychedelic Experience* von Timothy Leary. Keines dieser Bücher half gegen meine tiefe Depression. Ich wurde außergewöhnlich introvertiert, mürrisch, selbstmordgefährdet und wahrscheinlich verrückt. Obgleich man mir mein Elend anmerkte, hielt das die anderen nicht davon ab, nach wie vor ein fast pausenloses ›Happening‹ in meiner Bude abzuhalten, doch schien es mich immer weniger zu betreffen. Ich saß nur unglücklich in einer Ecke und lächelte ab und zu schwach jemanden an, der den Raum betrat.

Zu dieser Zeit war es, aus welchen Gründen auch immer, nicht verboten, auf dem Collegegelände ein Luftgewehr zu besitzen. Ich selber besaß keines, doch es lag eins in meinem Zimmer herum. Eines Abends, als ich alleine im Zimmer war, lehnte ich mich aus dem Fenster, richtete das Luftgewehr auf

